

DER EIGENE

EIN BLATT FÜR MÄNNLICHE KULTUR
KUNST UND LITTERATUR



MÄRZ 1903

HERAUSGEBER ADOLF BRAND
IN CHARLOTTENBURG . .
VERLAG VON MAX SPOHR
IN LEIPZIG

MOTTO:

Das Leben ist ein Born der Lust;
aber wo das Gesindel mittrinkt,
da sind alle Brunnen vergiftet!

NIETZSCHE-ZARATHUSTRAS.

DER EIGENE

EIN BLATT FÜR MÄNNLICHE KULTUR, KUNST UND LITTERATUR

HERAUSGEBER: ADOLF BRAND o CHARLOTTENBURG.

MÄRZ 1903

INHALT:

Motto von Friedrich Nietzsche o Seite 154 o „My Boy“, Kopf von Jens Stammer Hetland o Seite 157 o „Glückliche Fahrt“, Gedicht von Ernst Burchard o Seite 157 o „Beichte“, Gedicht von Ernst Burchard o Seite 158 o „Dédé“, Sterbescene aus dem gleichnamigen, soeben bei Max Spohr in Leipzig in deutscher Übersetzung erschienenen französischen Roman von Achille Eschbach o Seite 159 o Kopfvignette dazu, zwei Pagen darstellend o Seite 159 o Schlußvignette dazu von Fidus o Seite 168 o „Lied“, Gedicht von Karl Vanselow, aus seiner Sammlung „Von Weib und Welt“, die im Schulhaus-Verlag zu Tempelhof erschien o Seite 169 o Umrahmung dazu von Jens Stammer Hetland o Seite 169 o „Mein Traumengel“, Gedicht von John Gambril Nickolson o Seite 170 o „St. Johannes der Täufer“ von Andrea del Sarto, Kunstblatt o Seite 171 o „Der schöne Jüngling in der bildenden Kunst aller Zeiten“, von Dr. O. Kiefer. III. Bis Murillo o Seite 173 o „Apollo und Daphne“, von Bernini, Kunstblatt o Seite 177 o „Chanson de Clarcens“, Gedicht von Elisar von Kupffer o Seite 182 o Kopf des Apollo von Bernini, Kunstblatt o Seite 183 o „Brief an eine Mutter“ von Caesarion o Seite 185 o „Heimatlos“, Gedicht von Karl Vanselow, aus seiner Sammlung „Von Weib und Welt“ o Seite 189 o Umrahmung dazu von Jens Stammer Hetland o Seite 189 o „Eine Reisebekanntschaft“, Novelle von Hanns Fuchs o Seite 190 o Schlußvignette dazu von Hans Knoth o Seite 201 o „Dämmerstunde des Gefangenen“, Gedicht von Adolf Brand o Seite 202 o „Der Boxer“, Kunstblatt von Dr. Lucian von Römer o Seite 203 o „Meine Seele“, Gedicht von Adolf Brand o Seite 205 o „Wiegenlied für meinen großen Jungen“, Gedicht von Adolf Brand o Seite 206 o „Trunkener Faun“ von Hellborn, Kunstblatt o Seite 207 o „Sehnsucht“. Gedicht von Adolf Brand o Seite 209 o „Es lebe die Tugend! Skizze von Immoralicus o Seite 210 o Schlußvignette dazu von Hans Knoth o Seite 215 o „Zur Erziehung des homosexuell veranlagten Knaben“, von Dr. Lucifer o Seite 216 o Schlußvignette dazu von Hans Knoth o Seite 218 o Bücher und Menschen: „Elisar von Kupffer“, Essay von Max Kaufmann – Oscar Wildes „Salomé“ und Hanns Fuchsens „Richard Wagner“, Kritiken von Dr. Kiefer o Seite 219 o Schlußleiste des Heftes von Hans Knoth o Seite 224 o



Jahres-Abonnements nehmen alle Buchhandlungen entgegen zum Preise von 12 Mark für die zwölf Monats-Hefte, deren Gesamteinheit 50 Druckbogen umfassen wird. Einzelnummern sind für 1.50 Mark zu beziehen.

VERLAG: MAX SPOHR o LEIPZIG.



MY BOY

JENS STAMMER HETLAND

GLÜCKLICHE FAHRT!

Leb wohl nun, mein Junge, und glückliche Fahrt,
Das Meer nimmt mir grausam mein Glück,
Doch hat es so oft dich treu schon bewahrt,
Ich geb dich vertrauend zurück.

O Meer, trag ihn sicher und treu an der Brust,
Trag sanft ihn, mein einziges Gut,
Mit ihm fährt mein Leid, mit ihm meine Lust
Hinaus auf die wogende Flut.

Du Sonne, strahl hell in sein sonniges Herz,
Bewahr es so golden und weich,
Machs himmelhoch jauchzen, denkts heimatwärts —
Erhalt es an Frohsinn so reich!

Du Sturm, durchbraus ihn ins innerste Mark,
Im Kampfe bewahr ihn, mein Glück,
Erhalt ihn so frei, so frisch und so stark
Und bringe zu mir ihn zurück!

ERNST BURCHARD

BEICHTE

Nun hat mir mein Junge gebeichtet,
Viel tolle Sachen erzählt,
Er hat von den törichten Streichen
Mir nicht die schlimmsten verheilt.

Da war so mancher darunter,
Der war wohl sicher nicht recht; —
Mir haben alle gefallen,
Und keiner von ihnen war schlecht.

Und weiter beichtet mein Junge,
Sah treu und offen mich an,
Und sagt mir mit leiser Stimme,
Daß er mich nicht lieben kann.

So lieben wie ich ihn liebe,
Mit heißer, mit lodernder Glut, —
So lieben könnt er nur Mädchen,
Doch mir — mir wär er nur gut.

Ich sah dabei seine Augen
So innig leuchten wie nie,
Ich sah mit gemartertem Herzen,
In den leuchtenden Augen stand sie.

Da beugt ich mich still vor der Liebe; —
Ich weiß es, sie ist mir zu groß,
Vor der Macht ihres göttlichen Zwanges
Verschwindet mein kleinliches Los.

Und leise küßt ich den Jungen
Auf die Stirn und das lockige Haar, —
Gott segne ihn und sein Lieben
Und erhält ihn so offen und wahr!

ERNST BURCHARD



DÉDÉ

Sterbescene aus dem gleichnamigen französischen Roman von Achille Essebac. Nach der im Verlage von Max Spohr in Leipzig erschienenen einzig autorisierten deutschen Übersetzung von Georg Herbert.

Der Herr Almosenier kam oft aus der Schule, seinen kleinen André zu sehen.

Er war inzwischen noch viel älter geworden als im vergangenen Jahr, aber etwas wie Jugend breitete über ihn sein starker, friedevoller Glaube, der die derbe Frische seines Leibes aufrecht hielt in all ihrer Gerdigkeit und heiteren Ruhe. Den strengen Ernst, dessen Stempel seine ganze Erscheinung trug, strafte das blosse Gesicht unter den dünnen, weißen Haaren Lügen. Er war gut und voll teilnehmenden Mitgefühls. Und wann wir im Beichtstuhl „mein Vater“ ihn nannten, so ward uns nicht bange, zu diesem geistlichen „Vater“ zu sprechen, so sehr glich er in der Tat einem lieben Papa, bei dem harte Strenge schon in weiter Ferne liegt, die nicht mehr strafend auf jugendliche Stirnen zu fallen vermocht hätte, deren errötende Befangenheit zum voraus die leichten Sünden gesteht, die man ja wohl unter einem Lächeln vergeben muß . . . jugendliche Stirnen, die beruhigt von dannen gehen und auf denen alsdann, ihre Jugend verschönend, der Schimmer göttlichen Friedens ruht.

n 846°

Der Herr Almosenier kam nur morgens. Ich hatte ihn niemals angetroffen, weil ich immer erst am Nachmittag bei André mich einfand, damit er, wie er sagte, nicht gar so traurig sei, wann der Tag zur Neige geht und wann die Nacht hereinbricht, die Alles in seinem Zimmer, und in seinem armen Kopfe auch, durcheinanderwirft.

An jenem Tag nun war ich am Morgen schon gekommen, weil Schwester Margarete-Marie mir am Abend vorher von ihrer Unruhe gesprochen und weil Andrés Mutter mich darum gebeten hatte. Als ich die Schwester darüber ausgeforscht, vertraute sie mir, mit Dédé werde es nicht mehr lange weiter gehen. Und als ich sie fragte, ob Dédé viel leide, hatte sie mir, mit so viel Teilnahme in ihrer guten, tröstenden und mitfühlenden Stimme gesagt: „nein, das gute Kind leidet nicht viel und es wird auch nicht über die Maßen mehr viel durchzumachen haben . . .“ O, und dann so sanft, indem sie ihn betrachtete, so voll von Teilnahme, mit so viel Bedauern in dem frommen Ausdruck ihrer Augen: „er wird verhauchen wie ein kleines Hühnchen . . .“

O, Schwester Margarete-Marie, all der Schmerz in euren Worten an jenem Abend! . . .

Ich habe den Herrn Almosenier getroffe er kam mit einem kleinen Lederetui in der Hand, das er auf Andrés Schreibtisch legte.

Das Etui enthielt das geweihte . . .

Man wird also André die Sterbe-Sakramente geben . . . Das ist es, weshalb seine Mutter mich gebeten hatte zu kommen, und wohl auch zu Dédés Beruhigung. Denn Dédé soll die Schwere seines Leidens nicht erraten. Beim Kommen des Herrn Almosenier kam ihm die geliebte Schule wieder in Erinnerung. Jener wollte selbst dem teuren Kranken die letzte Ölung geben, ein erbarmungsvoller Arzt der Seele; sein frommes Gebet konnte die Heilung beschleunigen, die wir uns bemühten, Dédé als möglich darzustellen. Und Dédé gab sich ganz dieser Hoffnung hin in dem erhabensten Gebet zu Gott . . .

Die alte Maretta bereitete eine Art Altar auf dem alttümlichen Schrank, einen Altar mittelst einer weißen Decke, das Kruzifix zwischen zwei Kerzen; und vom Anrichtetisch im Speisezimmer trug sie einen silbernen Teller herbei, auf den sie Flocken von Watte legte. Ein krystallener Kelch enthielt den in geweihtes Wasser getauchten Zweig von Buchs.

Wie in einer kleinen Kapelle von jungen Mädchen am Fronleichnamsfeste sah es hier aus; ein zarter, kindlicher Hauch lag über Allem, dem nur die Blumen fehlten, die lichten Blumen im Mai, wie um diese kindliche, kleine Kapelle einzuhüllen.

Aber im Hintergrund des Zimmers, dicht bei seinem Bette, das gleichfalls im Glanz weisser Linnen wie ein Altar aussah, hielt André seine Mutter in seine erschöpften Arme gepreßt. Seine Mutter . . .

„liebes Mütterchen . . .“ Ich vernahm das Flüstern der leisen, müden Stimme, die da förmlich in die Kniee gesunken war, gleichwie der zusammengebrochene Leib vor dem lieben Bettchen des kleinen Schulknaben. Sie weinte nicht, die Mama Dédés; aber das Flüstern klang wie Schluchzen. Und das waren die letzten Gebete, die letzten Anempfehlungen, die man auf die Seele des Sterbenden bindet. Um das Mysterium dieser letzten Momente, wo Alles zusammen bricht, zu wahren, durfte man nicht weinen. Und dann, man kann ja nicht weinen! Man hat sich noch zu viel zu sagen: Das und Das, und dann noch Das, und, hör mein Liebling, hör, Du weißt? . . . Dein Mütterchen . . . hör . . . mein süsser, lieber Junge . . . ah! und dann, halt, ich muß Dir sagen . . . Du denkst daran, nicht wahr, Dédé? . . . mein geliebter Dédé, Dein Mütterchen . . . Deine Mutter . . . Dédé . . . da! . . . ich versichere Dich, mein Dédé . . . der Doktor . . . und dann im Frühling . . . Du weißt, im Frühling . . . man muß . . . hör . . . Du verstehst mich, nicht wahr? mein Herzblatt . . . Du siehst, Marcel . . . Der Herr Almosenier . . . der gütige Gott, alle . . . Dein Mütterchen . . . mein lieber, lieber Dédé! . . .

— Und Küsse, sie die köstlichen, herrlichen Blumen des Lebens, blühten auf ihrer Beider Lippen, die bald der Tod trennen sollte.

Ach! all das Herzzerreibende! . . . unser Elend! . . . Jammer und nichts als Jammer! unsere armen, zuckenden Lippen, die sich nicht losreißen können von den lieben, zärtlichen Augen, die nicht mehr sehen, von den lieben Lippen, die verstummt sind für immer, von den geliebten Wesen, die wir unwandelbarer Einsamkeit überlassen müssen, weit von uns für immer, weit, weit . . . sie, die wir umgaben mit all unserer unermüdlichen, zärtlichsten Liebe, deren Leben ein Teil von unserem eigensten Leben ist! . . .

Als seine Mutter endlich von ihm sich losgerissen hatte, blieb niemand in seinem Zimmer außer der Herr Almosenier.

Man hörte die Stimmen. Das leise, eintönige Murmeln der beiden Stimmen, die zum Ende neigten: des Jünglings Stimme und die des Greisen und ihre Gebete flossen ineinander, das eine flehend, das andere vergebend . . .

Der Priester öffnete die Türe; alles kniete nieder. Über das weisse Chorhemd hatte er die violette Stola angelegt.

Er sprach wie am Altar:

Pax huic domui! . . .

Ich antwortete leise, meine von Tränen verschleierten Augen auf André gehetzt; denn es war um dieser Ceremonie willen, daß man mich zu kommen gebeten hatte: die letzte, heilige Handlung, die letzten Gesänge, die die entschwindende Zeitlichkeit emportragen in ihrem Flug

zur Ewigkeit, die sich da auftut . . .

Ich antwortete:

. . . Et omnibus habitantibus in ea! . . .

Der Priester machte über uns alle, langsam mit dem Zweig in seiner behenden Hand das Zeichen des Segens . . . André preßte seine sterbenden Lippen auf das silberne Kruzifix . . .

. . . Asperges me, Domine, hyssopo et mundabor . . .

Der Priester nahm aus goldener Phiole geweihtes Öl und näherte sich dem Bette:

. . . In nomine Patris, et Filii, et Spiritus Sancti . . .

Seine Hand strich fromm, mit teilnehmender Geberde, voll unendlicher Güte über meines Freundes Augen hin, über seine schönen Augen, rein wie die einer Jungfrau:

. . . Per istam sanctam unctionem, et suam piissimam misericordiam, indulgeat tibi Dominus quidquid per visum deliquisti. Amen! . . .

Eine weiße Flocke von Watte verwischte die Spuren der Ölung; ich empfing sie auf dem silbernen Teller . . .

. . . Auf daß durch diese Ölung und durch seine barmherzige Gnade der Herr Dir vergeben möge alle die Sünden, die Du mittelst der Augen getan. So sei es! . . .

Die Sünden, die Sünden alle! . . . seine Blicke, alle seine Blicke . . . all die Zärtlichkeit, mit der seine Augen mich umfaßt hatten, lebten wieder auf in mir unter dem eintönigen Psalmieren des Greises. Die berauscheinende Jugend, plötzlich erschlossen dort im Erholungshof, an den Abenden im Mai, wenn die Dämmerung herabsinkt und die dunkelnde Bläue des Himmels mit Gold sich besträut. Seine Augen! . . . Unsere Augen! . . . Unsere Augen, die mit gesenkten Lidern auf unsere Lippen sich hefteten und von den Lippen zu den jungen Händen gehen, die in frischem Druck sich zu umschließen trachten; die Augen, die sich dann wieder heben und folgend den Blicken geradeaus, ineinander tauchen, offen, ohne Rückhalt, mit dem einfachen, klaren Willen, wie die Sonne ihn hat, wenn sie das junge Laub der Bäume sprießen macht, wenn durch das werdende Grün ihr Strahl gleitet, der liebeschnell eine stille Blume bescheint und küßt, die zwischen Blättern sich birgt. Die rosige Garbe von Licht und die stillhaltende Blume begegnen sich; sanfte Wärme und Wohlgeruch tauschen sich aus, mengen sich lange, ohne zu einander zu sprechen, . . . Wir auch, kaum wagten wir zu einander zu sprechen . . .

. . . Per istam sanctam unctionem, et suam piissimam, indulgeat tibi Dominus quidquid per auditum deliquisti. Amen! . . .

Wie Weinlaub im Herbst, wenn die Lese vorbei, so war Dédés Haar, gleich wie Gold. Der Priester schob das seidene Gewoge, das

in Ungestüm über die Schläfe wallte, zur Seite. Die zarten Ohren empfingen auf die perlmutterschimmernde Muschel das linde, duftige Öl.

... Auf daß durch diese heilige Ölung und durch seine barmherzige Gnade der Herr Dir vergeben möge alle die Sünden, die Du mittelst des Gehörs begangen. So sei es! ...

Wie bebte ich, wie mußte ich zittern bei jeder neuen Fürbitte des Priesters!

Alle die Sünden, die die heiligen Ölungen auslöschen, hat Dédé durch meine Schuld und durch niemandes sonst begangen. Welche Worte haben seine empfänglichen Ohren vernommen? Ich frage mich, Ich weiß nicht was antworten. Doch keines von jenen, glaub ich, hat seinem Wesen den schlimmen Schauer erweckt, der schlimme Begierde zeitigt.

Mußten denn nicht seine hübschen, zierlichen Ohren einmal wenigstens — da ja Altes aus war — von jugendlichem Munde Liebesworte vernehmen?

Ich kenne, o Gott, deine strengen Gebote und daß es besser wäre, man reiße eher die Augen aus ihren Höhlen und aus dem Munde die Zunge, als daß sie Ärgernis tun. . . . Wenn meine Lippen sie gesprochen, jene Worte, anders als mein reiner, zärtlicher Gedanke sie wollte, so vergib mir und laß es Dédé nicht entgehlen, daß ein Kind, gleich ihm, zu seinem Ohr geflüstert hat: „Ich hab Dich lieb! . . .“

... Per istam sanctam unctionem, et plissimam misericordiam, indulgeat tibi Dominus quidquid per gustum et locutionem deliquisti. Amen!

Der Priester schlug über die leichenblassen, schon ganz eingefallenen Nasenflügel das Zeichen des Kreuzes. Und wieder wischte die weiße Watte die Spuren des duftigen Öles weg . . .

... Auf daß durch diese heilige Ölung und durch seine barmherzige Gnade der Herr Dir vergeben möge alle die Sünden, die Du mittelst des Geruchs begangen. So sei es! . . .

Wann eines Tages in holdem Wahnsina unsere Häupter zueinandersich neigten und sich berauschten in all dem Aroma, von dem die Luft plötzlich schwer war in der gewaltigen Gährung des Gewitters: war das auch Sünde? . . . Dédé entströmte balsamischer Duft. Der Regen hatte ihn durchtränkt und sein Fleisch atmete in Wärme. Von dem feinen Flan seines goldigen Nackens stieg des Kampfers kräftiger Geruch empor, den der Sammet und die seidenen Trikots Lambert Scimmo's seinem Körper zugeläßt hatten. Der Weihrauch, die Blumen, die feine Altardecke, die schwüle Hitze, all die brausenden Atome der Luft und dazu der Regen hatten die Trubel, die plötzlich über unsere Stirn gekommen waren, die müde Erschaffung unserer Glieder, all das zurückgedrängte Sehnen unserer Jugend in Wallung versetzt.

André streifte meine Schulter; unsere glühenden Wangen begegneten sich in demselben süßen Frühlingsfeuer — und mein Mund nahm von seinen Lippen denselben Kuß, den ich ihm gab . . .

Also, jetzt eben, während Dédé allein war mit dem Priester, wenn er das gesagt hat — und er hat es sagen müssen! — weiß der Priester, daß ich Mitschuldiger bin an dem Verbrechen, das sein Fleisch verwirrte? Das Fleisch, das die Kirche mit Schmach und Verachtung geißelt, das Fleisch, das eben sie in der Sterbestunde verherrlicht durch die Ölung, gleichwie eine königliche Stirn, wie eine Hand, in der die erdrückende Last des Priesteramtes ruht . . .

Und nun ist es der Mund Dédés; sein Mund, eine Blume mit weichen Blättern, der sich schließt unter der Berührung des geweihten Öls . . .

... indulgeat tibi Dominus quidquid per gustum et locutionem deliquisti. Amen!

... durch den Geschmack und durch das Wort . . .

In das silberne Becken fallen leicht wie der Hauch, doch schwer von schwerem Duft, der uns berauscht hatte, noch zwei Flocken, zwei Flocken weißer Watte, die seine Lippen gestreift, die warm, zart, rein und voll Wohlgeruch und auch heilig sind . . . Zwei kindliche Küsse, rasch, flüchtig, unbewußt der Freuden, die sie mit sich nehmen, zwei kleine, silbrige Flocken, auf die mein Mund eifersüchtig ist

... et locutionem deliquisti.

Priester, es ist unnütz, Dein Gebet! Dédés Mund enthielt all die Süßigkeit des Kusses; doch er ist rein von Worten, die in die Träume greifen! . . .

... indulgeat tibi Dominus quidquid per tactum deliquisti. Amen! . . .

Über seine Hände, die knabenhafte, weiße Kinderhände geblieben waren, breitete der helle Schein des geweihten Öles das Zeichen des Kreuzes . . . Seine Patrizierhände mit den schlanken Fingern, die noch feucht waren von den Rosen, welche sie vor dem Allerheiligsten gestreut hatten; seine Hände, die nur um die goldenen Ketten von Weihrauchfässern, um die goldenen Ketten und die silbergefaßten Lasursteine seines Rosenkranzes sich geschlungen, seine lieben, angebeteten Hände lagten jetzt langgestreckt am Körper au dem Bett, kraftlos und ewiger Ermattung zur Beute . . . Nie wieder sollten sie sich heben zu liebender Umschlingung, niemals wieder! Seine feinen, schlanken Hände, schimmernd wie Perlmutter, blühend und keusch wie eine Blume . . .

Er selbst war ja ganz Blume . . .

Unsere Hände hatten sich manchmal gefunden, ohne sich zu suchen . . . Aber, o Herr, vergib ihnen, denn sie vollendeten nur Das, was unser

Mund in Worte nicht zu kleiden wagte, weil wir nicht kannten die Worte, die die Wonne und das Leid zu lieben ausdrücken. Vergieb, o Herr! das war nicht sündigen, das war nur leiden . . .

Das leis gemurmelte Gebet erstarb.

Unten am Bette entblößte ich die nackten Füße Andrés, die auf einem Gefäß mit heißem Wasser ruhten und kaum ihre Wärme zu wahren vermochten. Sie waren schön und weiß wie die Füße des jugendlichen Christus . . .

... indulgeat tibi Dominus quidquid per gressum deliquisti. Amen.

Die Watte wischte wiederum das Öl von dem lauen Elfenbein, wo die Adern des Blutes blaue Bahnen zogen . . . Wie in Ehrfurcht legte ich über diese Füsse, deren schmächtige, nackte Form für immer verschwand, die Decken und die weißen Linnen.

Alle Anwesenden waren auf der linken Seite des Bettes niedergekniet; der Priester schritt an ihm entlang gegen den Kamin hin. Ich warf mich im Angesichte Dédés auf die Knie . . . Mir schwindete, schmerzzerrissen klopfte mir das Herz in verdoppelten Schlägen. Ich hatte Furcht; die Kerzen alle, der Priester des Herrn, die schmerzgebeugte Mutter, und alle die anderen — im Angesicht des Todes, im Angesicht meines angebeteten Dédé . . . Ich hatte Furcht!

Behutsam hob ich das Linnen auf. Meine zitternden Finger rührten an das Hemd in seiner beängstigend schwachen Wärme; und unter dem Kruzifix, das für die Reinheit meines Tuns bürgte, entblößte ich den zarten, leidenden Leib; meine Hand legte sich flach auf die schlanke, gerundete Hüfte . . . Meine Augen folgten den Augen des Priesters, die zu dem Christusbilde am Kopfende des Bettes emporgerichtet waren . . .

... Per istam sanctam unctionem et suam piissimam misericordiam, indulgeat tibi Dominus quidquid per lumborum delectationem deliquisti. Amen! . . .

Die weissen Watteflocken füllten den Teller, wie wenn der Priester überall von dem makellosen Körper Dédés zarte, reine sammetene Blüten seines Fleisches gepflückt hätte . . .

Sein Fleisch war da. Auf den Knieen vor seinem Lager konnten meine Augen bis zu der geschmeidigen Form seiner Lenden dringen, die unter den weißen Falten des Hemdes sich abhoben . . . Ich hatte Furcht vor der Entweihung selbst nur durch einen Blick, durch ein unwillkürliches Streifen meiner Hände über diesen Leib, dessen berückender Reiz für mein ganzes Selbst der Inbegriff aller Freuden war — und auch allen Jammers. Ich hatte Furcht, Erinnerungen heraufzubeschwören, Vorwürfe gar mir machen zu müssen, die außergewöhnliche Empfindsamkeit Dédés vielleicht wachgerufen zu haben, im Wunsche, in dem

jugendlichen Körper meines Bruders die fernen Schauer zu durchleben, die selbst nicht die leise noch harmlos gemurmelten Worte, noch gar das Brausen der Reife wecken sollten . . .

O, auf meine Kniee geworfen, wie gerne hätte ich mein Gebet der flehenden Fürbitte des Priesters vereint! Wie brannten meine Augen in der Berührung mit all der Schönheit, die für immer vorüber, die für immer einsam geblieben war, eifersüchtig behütet in dem Geheimnis jugendlichen Werdens und Reifens; Blume, die niemals Frucht sein wird, wie viel Schönheit entflieht in der Agonie Deiner Blätter! Mein Dédé, daß wenigstens meine Augen, meine Lippen und Hände, daß mein ganzes Ich bewahre von Deinem ganzen Wesen Das, was Du mir gabst von unerfüllter Hoffnung auf kaum mögliche Freuden, bis zu den niederschmetternden Ängsten Deiner Leiden, bis zu dem schon vernehmbaren Röcheln, wann Deine liebe Stimme, ihren Wohlklang wiederfindend, einstimmte in das letzte Gebet und im Verein mit mir, dem Priester antwortete:

... Christe eleison . . . Christe eleison! . . .

Hab Erbarmen, o Herr . . . hab Erbarmen . . .

Nachdem die Kirche so an jeder Stelle die blasse Pracht des jungen Leibes mit dem heiligen Öl geweiht, als alle Liturgien langsam unter dem einullenden Murmeln von Gebeten erschöpft waren, legte der Herr Almosenier sein weißes Chorhemd und die violette Stola ab. Er trat zu Dédé heran und küßte ihn auf die Stirne. Nach ihm traten die Diener zu ihrem jungen Gebieter und jeder von ihnen küßte ihm die Hand. Die alte Maretta, die ihn hatte geboren werden sehen, neigte ihr liebevolles, ergebenes Gesicht auf das schmale Antlitz, wo schon kalte Perlen standen; dann kam der Großvater, dann die Schwester seiner Mutter, dann schmerzgebeugt und doch stark mit tiefen Spuren im Stillen geweinter Tränen neigte sich seine Mutter über das Bett zu den schönen Augen ihres Sohnes nieder. Nicht eine Träne floß. Alle beide zwangen sie ihr Schluchzen nieder in der erstarrenden Feierlichkeit dieser letzten Umarmung.

Sie wollten sich Mut einflößen, das Eine dem Andern.

Die letzte Ölung war doch nur erfolgt auf Veranlassung der Schule, als ein frommes Gedenken derselben an ihren lieben fernen Zögling. Dédé hatte sich dabei auch sehr verständig benommen, wie es ja seine Mutter von ihm erwartet hatte. Diese erschütternde Feierlichkeit war nicht die Wegzehrung für die letzte Reise; nein, sie war das Anrufen der göttlichen Barmherzigkeit, der Appell an die Heiligen dort in der Kapelle der Schule, damit sie für Dédés Genesung Fürbitte einlegen möchten. Dédé würde wieder aufleben jetzt, da das geweihte Öl seinem erschöpften Leibe neue Kraft gespendet!.. Die Heilung werde kommen; der Doktor hatte es ihr versichert; — seine Mutter wollte ihn

dies Alles glauben machen, in der Überzeugung, durch fromme Lüge den herzerreißenden Schmerz der letzten Stunde zu beschwören. Aber gestern hatte er die Anweisung für Chloral zurückgelassen, um die Qualen des nahen Todeskampfes zu dämpfen!

Auch Dédé weinte nicht. Dédé wußte ja wohl, alle waren sie da und wachten über ihn und so war ja keine Gefahr . . . Und seine Mutter wollte sogar sich mit der entsetzlichen Hoffnung befreunden, daß er verscheiden möchte, „ohne ihr auf Wiedersehn zu sagen“!!!

Als seine Mutter sich wieder aufrichtete, war ich als der einzige noch da, der nicht zum Bette getreten war; ein Fremder, wagte ich es nicht.

Der Herr Almosenier begriff und mit freundlicher Geberde sagte er:
„Kommen auch Sie heran, mein teures Kind; André liebt Sie wie seinen Bruder . . .“

Der Herr Almosenier wußte also Alles! aber er wollte vergeben und seine Milde sprach uns frei: . . . „Wie seinen Bruder! . . .“

Ich kniete vor Dédé nieder; mit einiger Anstrengung bot er mir seine Hände. Wohl bewußt der Versicherung, die seine Mutter ihm gegeben hatte, drückte ich, ohne zu zittern, einen letzten Kuß auf die blasse, schon eisige Wange . . . André legte sanft seine Arme um meinen Hals. Ich nahm in beide Hände sein geliebtes Haupt; ich wollte lächeln; er lächelte! — Seine Augen tauchten lange bis auf den Grund in meine Augen. Er forschte in den Tränen, die brennend unter meinen Lidern zehrten, nach der Lüge unserer Sorglosigkeit oder nach unserer Unkenntnis seiner tiefen Hinfälligkeit.

Sein stockender Atem berührte schmeichelnd meine Lippen . . .

Da — plötzlich in seinen Blicken wuchs die schreckenvolle Wahrheit empor! . . . Sein Mund sprach Worte . . . An seinen Augen, seinen Lippen hängend, horcht ich, wahnsinnig vor Angst, eines davon könnte mir entgehen. Undeutlich, erstikt von Schluchzern tiefster Klage, stießen sie sich hervor: „Du wirst bleiben . . . Du! . . . Marcel! . . .“ Sein Arm preßte sich kramphaft um meinen Hals. Ein entsetzlicher Hustenanfall bäumte seine junge Brust. Ich fühlte das goldene Kettchen mit den Münzen unter meiner Hand auf seiner warmen Schulter. All seine schwundende Willenskraft, in Auflehnung gegen den unerbittlichen Henker, nahm er zusammen, richtete starr an mir sich auf, den Mund in jammervollem Schmerz verzerrt und flehend, die Augen plötzlich weit geöffnet, gebadet in einem Strom von Tränen und Schluchzern, die sein ganzes Wesen erschütterten, schrie er auf, gepreßt in meine ihn haltenden Arme: „Marcell! . . . Mutter, geliebte Mutter! . . . — und Wort für Wort hervorstößend: „Ich will nicht . . . sterben! ! !“ Dédé wußte . . . Seine Mutter warf sich über ihn. Dédé sah ihr Entsetzen: „Verzeih . . . Mutter . . . gel . . .“ Er wollte noch zärtliche Worte

beifügen, sie zu trösten; seine Augen hefteten sich eine Sekunde auf seine Mutter; die Worte erstarben auf seinen Lippen; seine schreckenvollen Augen schlossen sich. Nur auf unseren Händen blieben seine Hände verschrankt ruhen, über die schon die Kälte des Todes sich breitete. Ihre Verschlingung löste sich. Meine Hand zog sich aus seiner offenen Hand, wie für das „Auf Wiedersehen“ an jedem Abend, wie an dem von gestern, von vorgestern, wie an all den vergangenen, wie an all denen, welche noch hätten kommen können!

Mein ganzes Wesen, wie gebrochen, vermochte nicht sich von ihm loszureißen. Ich konnte meinen Dédé nicht verlassen.

Doch ich mußte wohl.

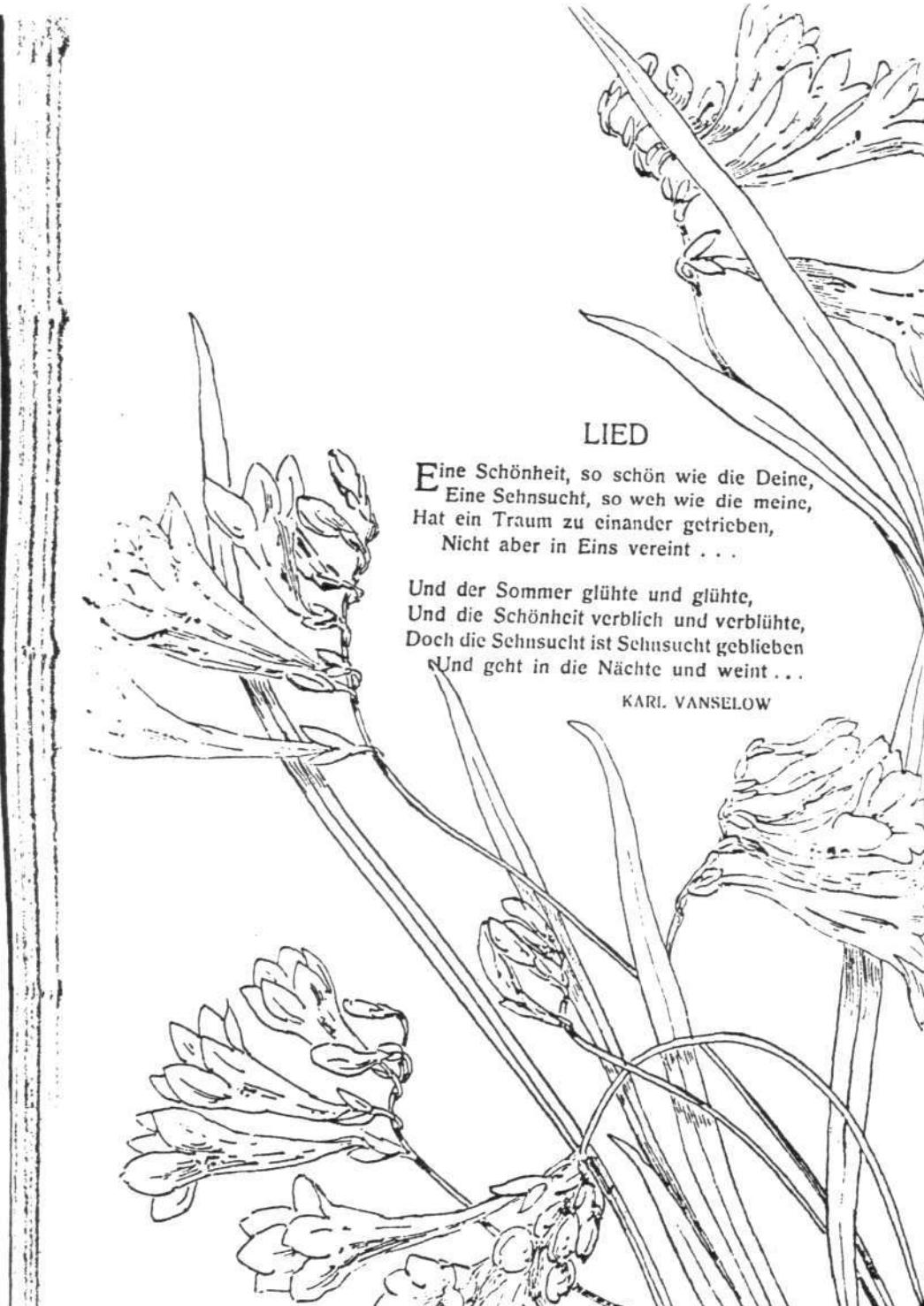
Nochmals wandte ich mich zurück nach seinen geschlossenen Augen, seinem leidenden Mund, nach den reinen, jetzt entstellten Linien seiner geliebten, im Todeskampf zuckenden Lippen und in Tränen fühlte ich einen bis heute nicht bekannten Schmerz . . .

„Auf Wiedersehen, Dédé! . . .“

Seine bedrückte Brust röchelte. Seine Augen sahen nimmer. Der Doktor, der eben kam, ließ das Chloral ausgießen.

Und ich weinte wie ein kleines Kind . . .





LIED

Eine Schönheit, so schön wie die Deine,
Eine Sehnsucht, so weh wie die meine,
Hat ein Traum zu einander getrieben,
Nicht aber in Eins vereint . . .

Und der Sommer glühte und glühte,
Und die Schönheit verblich und verblühte,
Doch die Sehnsucht ist Sehnsucht geblieben
Und geht in die Nächte und weint . . .

KARI. VANSELOW

MEIN TRAUMENGEL

Ich öffne mein Fenster seewärts,
Wenn scheidend der Tag verglüht:
Und ich entschlumme beim ewgen
Murmelnden Wellenlied.
Der Engel, der Träume uns bringet,
Hat Trost für der Weinenden Leid,
Und ich weiß, er bringt mir den Liebling
Des Nachts zu schlummernder Zeit.

Der Jahre sind viele vergangen,
Seit ihn die Welle enttrug,
Und nichts konnt die Flut mir sagen,
Die täglich ans Ufer schlug.
Und nur wenn die Lichter erloschen
Und Mondschein die Büsche tränkt,
Dann hör aus der Flut ich ein Grüßen,
Bis alles in Schlummer versenkt.

Wenn sonst wir hörten beim Scheiden
Des Meeres ewgen Gesang,
Dann bangte uns vor der Dämmerung,
Wir klagten, die Nacht sei lang!
Nun fleh ich herbei die Nächte,
Die Dunkelheit für und für,
Denn nur in seeligen Träumen
Kehret mein Knabe zu mir.

O eil dich, Engel der Träume!
Bring durch die salzigen Schäume,
O bring ihn mir her
Von dem düstern Meer,
O du Engel der Träume!

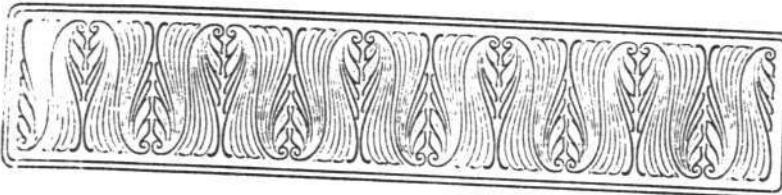
JOHN GAMBRIL NICHOLSON
Übersetzung von B. Esmarch





ST. JOHANNES DER TÄUFER
VON ANDREA DEL SARTO

Mit Genehmigung der Neuen Photographischen Gesellschaft in Steglitz.



DER SCHÖNE JÜNLING IN DER BILDENDEN KUNST ALLER ZEITEN

III.
BIS MURILLO

Eine Reaktion der durch die Savonarolazeit gedämpften Sinnlichkeit und des hellenischen Freudenrausches, das ist die Kunst Correggios, jenes Meisters aus Oberitalien, der neben üppigen nackten Weibern — man denke an seine „Schule des Amor“ in London — und süß träumerischen Madonnen — die berühmteste auf dem weitbekannten Bild der „Geburt Christi“ in Dresden — auch die Reize nackter reifer Jünglings- und Knabengestalten in verführerischen Farben zu bannen wußte; schon das Lunettenbild „Adonis“ in San Paolo in Parma, eine jener so gar nicht in ein Nonnenkloster ernsten Stile, wohl aber in eines wie San Paolo passende Darstellung eines Jünglings mit üppigen Formen atmet diesen Geist; noch mehr die fleischigen Bubengestalten der nackten Putten, des Deckengemäldes ebenda und ebenso, in etwas reiferen Formen, die zahllosen nackten Engelknaben, die die Gemälde des Domes in Parma reigenartig umschweben; aber auch wundervolle Jünglingstypen besitzen wir von Correggios Hand, so z. B. den jugendlich schönen Apostel Johannes aus dem Kuppelgemälde in San Giovanni zu Parma. Alle diese Gestalten leben in einer Art seeligem Himmel, der die Erdenwonne keineswegs verachtet: diese ekstatisch verzückten Heiligen mit ihren so weltlich üppigen Gliedern, umgeben von lächelnden nackten Bürschchen

und stellenweise auch Frauen, sie sind so recht ein Bild jener sinnenfrohen Zeit, wie sie ein Boccaccio schildert, die lächelnd über den staubigmodrigen Begriff „Sünde“ hinwegschreitet und nur Eines kennt, den feinen Lebensgenuss in allen Formen! Oder wie soll man sonst ein Bild wie das des vom Adler Jupiters entführten verstohlen lächelnden Knaben „Ganimed“ (Wien) begreifen, das, wenn auch vielleicht nicht Correggios Hand, so doch seiner Anregung entstammt und eine ganz unverhüllte Verherrlichung der „verruchten“ „hellenischen Liebe“ bedeutet!

Die letzte Blüte der Renaissancekunst erlebte Venedig. Dort hatte schon ein Meister wie Jacopo Sansovino seine Plastiken geschaffen, unter denen sein jugendlicher nackter Apollo, eine Gestalt von ausgezeichnetem Linienfluß, uns interessieren dürfte, dort lebten gegen Ende der Renaissance Giorgione, Tizian und Palma Vecchio. Für uns bieten diese an sich so bedeutenden Maler freilich recht wenig Interessantes, verherrlichen sie doch alle ohne Ausnahme nur die Weibesschönheit; gedenken könnten wir höchstens des rätselhaften Jünglings auf Giorgiones sog. Bild „Familie des Giorgione“ (Venedig) des „Sebastian“. Palma Vecchios — ein prächtiger nackter Jünglingsleib, mit dessen Schönheit nur leider die ziemlich öden Gesichtszüge auffallend kontrastieren — und allenfalls noch Tizians Bacchus auf dem Bilde „Bacchus und Ariadne“ in London. Die letzten bedeutenden Meister Venedigs, vollends Tintoretto und Veronese, bieten uns gar nichts; mit einem Blick auf den letzten bedeutenden Bildhauer der Renaissance in Italien, Giovanni da Bologna, dessen fliegender Hermes, eine machtvolle nackte Jünglingsgestalt*, weithin bekannt wurde, wollen wir Italien verlassen und uns nach Norden wenden. Hier, zunächst in Deutschland, haben wir eine Kunst vor uns, die auf Formenschönheit, entgegengesetzt der italienischen, sehr wenig Wert legt; wenn wir von den

* Im Verlag der Neuen Photogr. Gesellschaft No. 5277 u. -78.

älteren als für uns gänzlich uninteressant absehen und uns zu den beiden anziehendsten Renaissancemeistern Deutschlands wenden, zu Dürer und Peter Vischer, fällt uns auf den ersten Blick der Grundunterschied deutscher und italienischer Renaissance auf; dort im farben- und formenschönen Süden schmeichelnder, weicher Linienfluß, sinnlich-schöne Körper auch auf den allerernstesten Bildern, hier strengste Charakteristik, die sich nicht selten zur Häßlichkeit steigert; darum auch dort in Italien gar nicht selten bewußte Darstellung schöner Knaben und Jünglinge, hier im strengen Norden, das später den Feuertod auf unctionische Liebe setzte, niemals absichtliche Darstellung nackter Menschenschönheit und wenn je einmal ein schwacher Versuch gemacht wird, wie auf Dürers Kupferstich „Adam und Eva“, wie wenig „Schönes“ kommt dann zustande! Taine hat eben durchaus Recht, wenn er in seiner „Philosophie der Kunst“* meint: „Der große deutsche Künstler des 16. Jahrhunderts, Albrecht Dürer, hat umsonst die italienischen Meister gekannt, er behält seine anmutlosen Formen, seine eckigen Falten, seine häßlichen Nacktheiten, seinen trockenen Farbenton und seine wilden, traurigen oder trübsinnigen Gesichter.“ Und Das hat seine tiefliegenden Ursachen, die Taine ebenfalls sehr treffend a. a. O. aufdeckt, wenn er sagt: „was ihre (der Germanen) Rasse von den klassischen Rassen unterscheidet, ist die Bevorzugung des Inhalts gegenüber der Form, der wahren Wahrheit gegenüber dem schönen Schein, und des wirklichen, verwickelten, regellosen, natürlichen Dinges gegenüber dem geordneten, gelichteten, gereinigten und umgestalteten Ding.“ Wenn darum Dürer einmal einen interessanten männlichen Kopf zeichnet, ist es der eines alten durch bittere Erfahrungen faltig gewordenen Mannes; den schönen Jüngling kennt Dürer überhaupt nicht. Es hat das noch eine weitere Ursache: Der „schöne Jüngling“ als solcher ist nämlich überhaupt eigent-

* Deutsch von E. Hardt bei Diederichs in Leipzig.

lich nie so recht in der deutschen Kunst heimisch geworden, weil eben zur begeisterten Darstellung desselben eine künstlerische Kulturhöhe gehört, die wir Deutschen bis heute noch kaum erreicht haben, von der aber die Zeit der Renaissance mit ihrem trotz Luther nicht freier gewordenen beengenden „Christentum“ keine Ahnung haben konnte! Wie sollte auch im Lande, das von je her dem Weib einen vielfach unheilvollen Vorrang einräumte und im Knaben und heranwachsenden Jüngling fast nur Objekte zur Befriedigung der Prügellust erblickte, ein Meister auf die absonderliche Idee kommen, so einen „tumben“ Jungen mit Pinsel oder Meißel zu verherrlichen! Wohin wir darum blicken, nicht einer der berühmten deutschen Renaissancemeister kennt die Idealfigur des Epheben, weder Dürer, den es bezeichnenderweise in Deutschland „nach des Südens Sonne friert“, noch Peter Vischer, der in seiner Bronze „Orpheus und Eurydike“ einen schwachen Versuch zur Wiedergabe schöner Formen macht und in seinem „bogenschießenden Apollo“ dem ersehnten Ziel etwas näher kommt, noch die andern berühmten Namen wie Holbein, L. Cranach und Hans Baldung.

Nicht viel anders muß unser Urteil über die niederländischen Meister des 16. Jahrhunderts ausfallen. Wenden wir uns nun zunächst wieder nach Italien, wo im 17. Jahrhundert eine Reihe wenn auch nicht erster, so doch nicht zu unterschätzender Künstler das Erbe der großen Meister des 15. und 16. Jahrhunderts auf ihre Weise hüteten und darauf weiterzubauen versuchten (Barockzeit). Wir begreifen da dem vielseitigen und besonders als Bildhauer großen Künstler Bernini, der in seiner Marmorgruppe Apollo und Daphne* einen in voller Jugendblüte stehenden lebendig bewegten Jünglingsleib geschaffen hat. Sein Zeitgenosse, der nach Italien gekommene Flämmer Fr. Dusquesnoy, ist ebenfalls ein bedeutender Plastiker und durch Kinderdarstellungen bekannt; noch anziehender für uns ist

* Siehe Photogr. Gesellsch. No. 1901, 1904.



APOLLO UND DAPHNE
VON BERNINI

Mit Genehmigung der Neuen Photographischen Gesellschaft in Steglitz.

sein Bruder Jerome Dusquesnoy,* der eine zeitlang in Italien lebte und den vor allem seine Gruppe „Ganymed und der Adler des Zeus“ berühmt machte; Jerome war homosexuell, — Grund genug, daß ihn die heutige Zunftkunstgeschichtsschreiberei mit Stillschweigen übergeht —, und schuf nur die männliche Schönheit verherrlichende Werke, vor allem entzückende Knabengestalten und fiel seiner Neigung zum Opfer: er wurde im Jahre 1654 von einem undankbaren, wahnverblendeten Volk wegen „Päderastie“ zum Tode verurteilt und hingerichtet. Ein Italien Julius II. hätte solcher Barbarei sich nimmer schuldig gemacht, in Flandern aber war man „christlich“! Von den italienischen Malern jener Zeit kommt für uns in betracht Carbaggio, ein Oberitaliener, dessen in Dresden befindliches Bild „Falschspieler“ sehr frische Typen damaliger italienischer Jugend gibt, während die 3 gleichzeitigen Bologneser Künstler Caracci in ihrem akademischen Eklekticismus bald an Michel Angelo erinnernde stark üppige Männergestalten schaffen, eine in den Deckengemälden des Annibale Caracci im Palazzo Farnese, bald wieder zarte beinahe humoristische Kinderszenen, wie das im Louvre befindliche Bild „Vierge au silence“ — der kleine Johannesknabe den schlafenden molligen kleinen Jesus neckend berührend —, oder weiche Jünglinge, wie auf dem Bild „Mythologischer Unterricht“. Der begabteste unter den Bolognesern ist Guido Reni, ein Formentalent sondersgleichen, wie das sein uns sehr interessanter S. Sebastian** in der Pinakotheka des Capitolslehrts; eine fast jungfrauenhafte Weichheit und Innigkeit liegt in diesem schönen, so gottergeben gen oben blickenden Jünglingsgesicht, das eines mädchenhaft zarten Körpers Blüte bildet; auch sein Apollo auf dem weitbekannten Bild Aurora*** ist ein Jüngling mit ähnlichen Formen; bis auf

* Vgl. über ihn den trefflichen Artikel Eekhouds im Jahrbuch Bd. II, S. 277.

** No. 935a a. O.

*** No. 942 0b a. O.

Coreggio zurückverfolgen lassen sich seine Engelknaben auf dem Engelkonzert in der Kapella S. Siloca in Rom. In Neapel blühte damals Riberas Kunst, dessen Heiliger Sebastian (Berlin) die alte Aufgabe geistvoll neu behandelt. Die ganz belichtete nackte Jünglingsgestalt ist in die Knie gesunken, die Arme sind oben weit auseinander gestreckt, die Hände mit Schlingen an einen den Hintergrund bildenden dunkeln Baumstamm gebunden; der schöne Jüngling neigt schlafend sein Haupt, es ist düstere Nacht. Riberas Schüler Luca Giordano muß wegen seines allerdings ein wenig jongleurhaften Bildes „Der Engelsturz“ (Wien) erwähnt werden, das in seinem Erzengel Michael, der so kühn auf des fallenden Lucifers Schultern balanziert, einen mädchenhaften Jüngling gemalt hat. Die Kunst dieses Meisters, den man den „neapolitanischen Rubens“ nennt, weist auf die Heimat des aus Deutschland stammenden, aber in der Kunst als der große Meister in Flandern bekannten Malers des üppigen Sinnengusses. Daß wir bei diesem Verherrlicher strotzender Weiberschönheit nicht viel uns Interessantes finden, ist begreiflich; nicht als ob sich Rubens etwa scheute, auch des männlichen Leibes nackte Wohlgestalt zu zeigen, aber seinem auf das Massige, Urwüchsige gerichteten Sinn liegt der Jüngling mit seinen geschmeidigen Formen durchaus fern; erfordert der Gegenstand jugendliche Männlichkeit, so kennt die Rubenssche Kunst nur die kugeligen Putten, wie auf dem „Früchtekranz“ in der Münchener Pinakothek und verschiedenen Madonnabildern, sonst malt er nur fesche, uns beinahe zu üppig scheinende Weiber und kraftstrotzende Männer, wie sie zu diesen Weibern gehören. Rubens Schüler van Dyck, so bedeutend er auch ist, bietet uns, abgesehen von einigen Jünglingsporträts, so gut wie nichts.

Interessant ist dagegen der flotte, kecke Niederländer Franz Hals, dessen fröhliche, gesund realistische Bildnisse von musizierenden Jungen aus dem Volk etwas ungemein Fesselndes haben. Es befinden sich derartige Werke in

verschiedenen Städten (Kassel, Berlin, Schwerin) und mit Recht sagt Knackfuß über diese Bilder: „man kann sich nicht satt sehen an diesen frischen-blonden Jungen,“ und ein so bedeutender Dichter wie Eekhoud vergleicht den jungen Helden seines unvergleichlichen Romans Escal Vigor, den frischen Guido Govaertz mit dem jungen Schalmeispieler von Franz Hals: „Dieser Ephebe (Guido) war für ihn ein wundersames lebendes Bild nach dem Gemälde im Museum zu Uppenzeide.“ Der größte holländische Meister, der größte Charakteristiker unter allen Malern, Rembrandt, kann gerade wegen seiner auf so ganz andere Ziele als Formenschönheit gerichteten Kunst dem Thema „schöner Jüngling“ nicht gerecht werden. Sein mehr berüchtigter als berühmter Ganymed in Dresden spricht Bände hierüber.

Wir wenden uns nun nach Spanien, da die übrigen Niederländer nichts Beachtenswertes bieten. Dort leuchtet uns das Doppelgestirn Velasquez und Murillo entgegen. Beide sind mit italienischer Formenfreude wohl bekannt; beide kennen auch den Zauber jugendlich männlicher Schönheit: von Velasquez mag uns das seine „Schmiede des Vulkan“ mit dem reizenden Jüngling Apollo unter den markigen Cyklopen und sein rührender „Christus an der Martersäule,“ zu dem ein unschuldsvoller kleiner Junge betet, lehren, während wir bei Murillo an die verschiedenen Visionen des Antonius, der den Jesusknaben umarmt — Muther redet hier nicht ohne Grund von pervers gewordener Sinnlichkeit! —, an die verschiedenen ungemein lebendigen, spielenden Gassenjungen (Melonenesser, Würfler u. a.) oder die ideal schöne Engelsgestalt auf dem Bilde „Petrus Befreiung“ denken können.

Ein kurzer Blick auf die Rokokomeister wird uns in einem Schlußartikel in die Kunst des neunzehnten Jahrhunderts und ihre Bedeutung für unsere Frage überleiten.

DR. O. KIEFER.



CHANSON DE CLARENS

Schöner Jung, du möchtest weilen,
Kommst und gehst an mir vorüber,
Ei so heuchle nicht zu eilen!
Schaust bald hier, bald da herüber.

Zauderst endlich an der Brüstung,
Blickst nicht nach den Bergen drüber,
Nach dem See nicht, auch Entrüstung
Will dein hübsches Bild nicht trüben.

Wohl des Genfersees Fluten
Rauschen ewig ans Gestade
Und der Sonne helle Glut
Wandeln ewig ihre Pfade.

Dort Savoyens dunstge Riesen
Werden stets gen Himmel ragen,
Dieses Ufers Mauerfliesen
Werden viel Geschlechter tragen.

Eilig wie des Frühlings Winde
Sind jedoch der Schönheit Schwingen;
Darum: wenn ich schön dich finde,
Laß es tief ins Herz dir dringen!

Laß es Keinen einst gereuen,
Daß dich so das Leben schmücktel
Glücklich sterb, wen einst in Treuen
Deine Liebe heiß beglückte!

Sieh, zum Zeichen meiner Bitte,
Meiner redenden Gedanken,
Werf ich hier auf deine Tritte
Diese bunten Blütenranken.

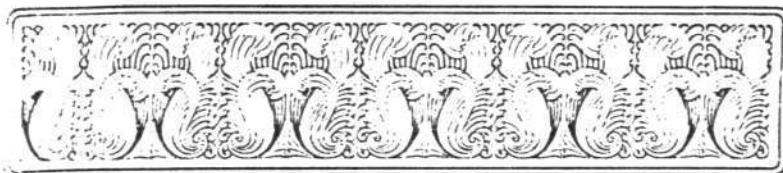
ELISAR VON KUPFFER





KOPF DES APOLLO
VON BERNINI

Mit Genehmigung der Neuen Photographischen Gesellschaft in Steglitz.



BRIEF AN EINE MUTTER

Meine teure Mutter!

Es sind seltsame Gefühle, mit denen ich Deine Briefe öffne und lese und es sind noch seltsamere, mit denen ich die meinen an Dich verschließe und absende. Ich lese neben jedem Deiner Worte eine Frage, eine große, flehende Frage, die Du an mich richtest. Und wenn ich bei Dir bin oben in Deinen Bergen, in Deinem fernen, waldumrauschten Heime, dann sind es Deine Blicke, die mich fragen, immer fragen mit derselben Liebe und demselben Ernste: „Ist Das denn Alles, wirklich Alles, was Du mir zu sagen hast, nichts mehr?“ Und ach, mein Schweigen, Mutter, sagt Dir mehr. Es sagt Dir, daß etwas zwischen uns liegt, etwas Geheimnisvolles, wohl etwas Großes und Du wagst es nicht zu hart daran zu röhren.

Du fühlst Dich ganz als Mutter und mich siehst Du als Kleines noch, das Du tragen und hüten möchtest. Mein Herz, meinst Du, müßte für Dich sein wie ein Glas von klarstem Krystall, darinnen Dein Mutterauge alles sich regen und bewegen sieht, alle die Hoffnungen und alle die Pläne des Kindes. Statt dessen nun schwebt Dir Tag und Nacht dieses undurchsichtige Herz vor.

Du mahnst mich, an meine Zukunft zu denken und Du selbst möchtest sie in die rechten Bahnen lenken. Du bist nun schon mein altes Mütterchen geworden und willst nicht, daß ich meine Wege einsam gehe. Siehst Du, das ists Mutter, das ist der Inhalt Deiner tausend zarten Fragen: wem werde ich mich zugesellen, wen wird die Zukunft mit mir vereinen, wer wird das sein, wer, wer? Du möchtest die Wahl treffen, mindestens aber möchte Dein treues Mutterherz mir raten. Du quälst Dich ab mit Zukunftsbildern, ängstigst Dich und bangst, ich könnte falsch wählen, Unwürdiges an meine Scite ziehen. Ach, das Glück des Kindes, teure Mutter, ist Dir Alles.

Nicht wahr, so ists? Diese Frage, diese Sorge ist der Inhalt Deines Lebens geworden?

Auf alle diese Fragen schwieg ich oder gab Dir ausweichende

Antworten. Manchmal auch, um Dich zu beruhigen, griff ich zu Unwahrheiten, nur weil ich Dich nicht leiden lassen wollte.

So war es, als ich damals lange in D. weilte. Ach, wie klar Du in Deiner Ferne ahntest und fühltest, daß ich namenlos litt, daß irgend ein Wesen mich gefangen hielt, daß all mein Sinnen und Denken nur noch in einem einzigen Punkte sein Ziel fand. Ach waren das Zeiten, Mutter, Du wußtest nichts und ahntest — bis auf „einen“ Irrtum — doch Alles so wahr!

O ihr seltsamen Mutterherzen, wie sensibel und zart seid ihr; es gibt keine Weiten für euch. Die leisensten Schwingungen des Herzens eurer Kinder dringen durch alle Fernen zu Euch und klingen widerhallend an Eure bangenden Seelen. Ihr seid wie Wahrsager und Propheten.

Wie ich in grauenvollen, einsamen Stunden schon mit dem Wahnsinn rang und dann wieder draußen in dunkle Fluten starre, nur einen Schritt vom Tode, ach, Alles, Alles schienst Du mitzuleben. Damals schriebst Du mir mehr als je. Du schriebst von Deiner Angst, Deinem Herzleiden, Deinen schlaflosen Nächten und batest mich flehend abzustehen von Unerreichbarem oder Unwürdigem und heimzukehren in Deine stillen Wälder.

Du maltest mir „das Weib“ in allen schrecklichen Farben. Ein Weib mußte es ja sein, was Anderes als ein Weib, da mein Herz so namenlos litt. Und Du schriebst mir von jenen Weibern, die wundervoll und berauschend, von jenen mit den heißen, schwarzen Augen — ach Mutter, Mutter, alles wußtest Du recht, nur in einem einzigen Punkte, da lag der Irrtum.

Hätte ich Dir damals die Wahrheit gesagt, dann wären auf der einen Seite Deine Sorgen vielleicht in Nichts zerfallen, aber auf der anderen hätte ich Dich vor ein Rätsel, vor etwas Unfaßliches gestellt, und von dem Geheimnisvollen, von dem ich vorhin sprach, hätte ich den Schleier ziehen müssen.

Jetzt aber ists so weit. Ich will nicht länger lügen. Laß mich milde beginnen, meine teure, teure Mutter. Ich wähne bei Dir zu sein oben in den Bergen, in den grünen, aufsteigenden Wäldern. Wir sehen hinunter ins Tal. Ja Mutter, Du lebst auf Deiner Höhe so weltabgeschlossen dahin; ich will Dir von den Tälern erzählen. Dort unten sind noch Viele, Viele, die mit geheimnisvollen Rätselseelen leiden und schweigen, so wie ich.

Ich will diesen einen Namen geben, ich will sie die „Anderen“ nennen. Von den Anderen bin ich einer. Du fragst: „Wer sind die Anderen?“, Du fragst: „Wer sind die mit den Rätselseelen?“ Und mir deucht, Du siehest mich tiefer und eindringlicher an.

Ja, von den Anderen bin ich einer, Mutter, von den Anderen in der

Liebe. Verstehe mich! Ich liebe wie ihr, ich liebe mit grenzenloser Innigkeit, zärtlich, aufopfernd, leidenschaftlich, wild, groß, heilig — wie ihr, und doch nicht wie ihr! Wie ihr und doch ganz anders. Die Reinheit und die Kraft der Liebe teile ich mit euch, und ich liebe die Schönheit, wie ihr, wie die besseren, wie die besten von euch, aber — und Das ists Mutter — ich suche den Gegenstand meiner Liebe auf anderen, eigenen Pfaden. Dann, wenn ich ihn gefunden habe, bin ich wieder wie ihr, so glücklich, so selig in allen Wonne der Liebe.

Immer begreifst Du noch nicht, Mutter? Ratest Du auch nicht? Mir ist, als fühlte ich Deine treuen Mutteraugen bekümmert, fragenden Blickes auf mir ruhen. Soll Deine Angst mich schweigen heißen? Nein, Mutter, jetzt nicht mehr! Es wird wie eine Erlösung über mich kommen, wenn Du Alles weißt. Ach, ich sehne mich danach. Nun sollen alle Schleier fallen!

Was ich liebe, ist die hehre Schönheit des eigenen Geschlechts, jene reine, Alles umfassende Schönheit, deren wundervolle Harmonie mir das Erhabenste, das Anbetungswürdigste dünkt, das weise ein Schöpfer schuf. So Hohes, Mutter, soll ich nicht lieben können, nicht dürfen? O Mutter, soll ich nicht lieben, was ich anbeten kann?

Nun weißt Du Alles und — weißt doch Nichts. Rätsel, Rätsel: Ja, unenträtselbar bleibt Dir diese Seele ewig, denn uns kann nur Eins euch näher bringen: der Glaube an uns!

Verstehen könnt ihr uns nicht, darum müßt ihr glauben. — Glaubst Du mir, Mutter? Glaubst Du, daß meine Liebe so rein und heilig ist wie die euere? Ja Du glaubst an mich, denn Du bist meine Mutter...

Und nun komme ich noch einmal auf die unvergängliche Zeit in D. — Ich schrieb Dir in jenen Tagen einmal, daß ich mich in ein Märchen hineingeträumt habe und ich bat Dich flehentlich, mich nicht aus diesen zarten Träumen zu reißen. Ich bat Dich mehr als einmal: mir zu glauben, daß es etwas unsagbar Schönes und Liebenswertes sei, was so bis ins Innerste mich gefangen halte.

Oskar hieß er. Er war mein Märchenprinz, tausend rosige Träume verflochten meine Seele mit ihm und ließen mich die Welt vergessen, auf der wir damals unsere Tage gemeinsam lebten. O, wie schön er war, Mutter, wie schön! Er war wie die jäh aufgegangene Knospe einer dunkelsammetnen Rose, o, er war die Schönheit selbst, die blühende leuchtende, er war die Jugend selbst, die lachende, wilde — ach, an die Sonne, wie sie des Morgens strahlend emporsteigt, erinnerte er mich. Ach Mutter, was er war: er war mein Alles!

Und dies Alles ging dahin.

Frage mich nach Nichts, dies Alles ist hin. Die höchste Schönheit: die innere, die unvergängliche, die Schönheit seiner jungen Menschenseele hat er abgetan, o jammervoll, so sein Alles vernichtet zu sehen!

Nichts ist ihm geblieben als sein prangender, schlanker Leib und sein Antlitz mit den heißen, schwarzen Märchenaugen, die meine arme Seele fesselten mit schmählicher Lüge. O ja, nun siehst Du: nicht an Unwürdiges mag ich mich hängen.

Aber grenzenlos war das Leid des Scheidens. O, ich hätte fliehen mögen bis ans Ende der Welt, ach weiter noch — doch ich dachte an Dich, meine Mutter. Zwar kehrte ich nicht heim zu Dir; in ruheloser Wanderung zerstreute ich meine Qualen und suchte Vergessenheit in trügerischer Lust und falschen Wonnen.

Nur einmal machte diese Seele Halt, nur einmal raffte dieses matte Herz sich auf. Es war in Rom. Du erinnerst Dich an jenes Bild, welches ich Dir später zeigte. Der Name Filippo stand darunter. O, ich wußte es, auch Du warst hingerissen von so hoher Schönheit, warst von des Römerknaben dunklem Antlitz wie berauscht, o, ihr alle wart es, ihr alle saht es mit Begeisterung an.

Nun wohl, liebe Mutter, mit diesem wundervollen Jüngling verbanden mich unvergängliche Erinnerungen. Freuden, wie wir sie lebten in weihevollen, feierlichen Nächten, die kehren nicht wieder, doch sie sind fürs Leben gelebt, sie sind ein Leben für sich. Ich preise mich glücklich ob dieser Erinnerungen. Ich denke an das Nachtfest auf dem Monte Pincio, welches ich in Gesellschaft des schönen Filippo besuchte. O, es war feenhaft, Mutter. Der ganze Giardino del Pincio war ein Meer von matten Flammen, die sich in prachtvollen Gehängen über die Wege spannten und wie glühende Trauben von den Palmen und Pinien herabhängten. Tief unten das ewige Rom.

In Filippos schwarze Träumeraugen versenkte ich meine trüben Erinnerungen, doch jene gaben sie zurück wie ein Spiegel. Überall sah ich ihn, den ich vergessen wollte, meinen Oskar. So wie der schönste Jüngling Roms mir sein Ebenbild schien, so dünkte mich jede Schönheit in Natur und Kunst ein Mahnen an ihn. In der Schönheit, die mir das Vergessen bringen sollte, fand ich ihn wieder — ihn, mit dem ich glücklich war, ach so glücklich war!

Und nun — — — ?

Nun kennst Du Deinen Sohn, Mutter; nun weißt Du Alles. Und um Dein Haus auf der Höhe oben rauschen doch noch die alten Bäume, und im Frühjahr werden alle Deine Blumen wieder blühen, wie es immer war! — —

Ich küsse Deine Hände und bleibe in innigster Liebe

Dein Sohn
CAESAREON.





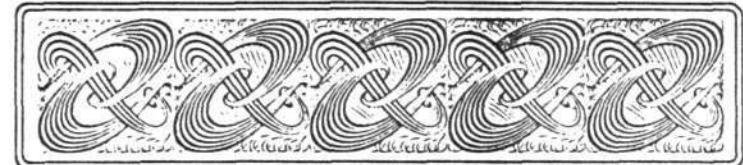
HEIMATLOS

Bin heute der Freiheit begegnet,
Da draußen am Meerestrond.
Sie hat mich begrüßt und gesegnet
Und reichte mir scheidend die Hand.

Zu der zum Gehen gewandten
Sprach ich: Du Gute, ich bitt,
Nimm mich, den müden Verbannten,
In Deine Heimat mit.

Da sah ich im Auge ihr stehen
Eine Träne, glänzend und groß,
Und traurig sprach sie im Gehen:
— „Bin selber heimatlos.“

KARL VANSLOW



EINE REISEBEKANNTSCHAFT

Ein wandernder Schauspieler, der im Lande umherreist, um Vorträge oder Rezitationsabende zu halten, der heute hier, morgen dort ist, hat ein wechselvolles, interessantes Leben. Er sieht immer andere Gesichter, und es vergeht fast kein Tag, an dem er nicht eine neue Beziehung anknüpft, und wenn diese Beziehungen auch nicht sehr lange gepflegt und aufrecht erhalten werden, so wird doch der Künstler sich stets gern der Menschen erinnern, mit denen er zusammengekommen ist, und wären sie ihm auch nicht mehr gewesen wie eine Studie. Ihm ist vergönnt, in manche Menschenseele einen Blick zu tun, und wenn er versteht, in den Herzen zu lesen, wird er sich oft bewundernd vor einem Menschen zur Erde neigen wollen, zu dem er sich hingezogen fühlt, oder er wird sich in Abscheu und Hass abwenden müssen, wenn er einem Menschen begegnet, in dessen Seele häßliche Dämonen ihr Unwesen treiben.

Ich, verehrter Leser, habe auf meinen Fahrten als Rezitator viele Menschen kennen gelernt, und ich bilde mir ein, eine Menge gesehen und beobachtet, Einiges sogar erlebt zu haben. Und heute zwingt mir die Erinnerung an jene Zeit die Feder in die Hand, und, ohne lange an meinen Stoffen zu klügeln, schreibe ich nieder, was ich erschaut und erlebt habe. —

Das ist nun schon einige Jahre her, da führte mich mein Weg eines Tages in eine kleine norddeutsche Stadt. Ich hatte die Absicht, die ehr samen Bürger des Ortes mit „dem neuesten Hauptmann“ d. h. dem damals neuesten Stücke Gerhart Hauptmanns, dem Fuhrmann Henschel, bekannt zu machen. Aber noch etwas anderes zog mich in das kleine Nest. Mir war eingefallen, daß eine alte Tante dort den Rest ihrer Tage in beschaulicher Ruhe hinbrachte, und ich hatte mir vorgenommen, diese Tante, die in unserer Familie als sehr reich verschrieen war, einmal aufzusuchen. Nun soll es ja für Neffen manchmal ganz lohnend sein, ihre lieben Tanten u. s. w. zu besuchen, aber das kommt doch schließlich darauf an. Wer und Was der Neffe ist, Gesetzt den Fall, ein

schneidiger Lieutenant — pardon Leutnant — besucht einmal eine Tante, von der er nur weiß, daß sie viel „Moos“ hat, so wird er sich mit einem Riesenrosenbouquet ausrüsten, bevor er der „allergnädigsten Frau Tante“ ins Haus rückt, und während seines kurzen Besuches wird er die Tante mit solcher Höflichkeit behandeln, daß diese ihm in hellster Freude über ihren reizenden Neffen beim Abschiede so viel „Manimon“ in die Hand drückt, daß dem Marsjünger selbst nach Bezahlung der Blumen noch ein anständiger Rest übrig bleibt. Auch die Herren Studenten haben in der Regel Glück, wenn sie einer alten Tante ihre ergebenste Aufwartung machen: auch auf ihr Haupt strömt in der Regel ein Goldregen nieder. Aber all diese Neffen kommen aus rein verwandtschaftlichen Gefühlen, ohne irgend einen Nebengedanken, und sie nehmen die Goldfuchse oder Kassenscheine, die Tantchen ihnen verehrt, nur, um die alte Dame, deren Gesundheit die zarteste Rücksichtnahme erfordert, ja nicht zu beleidigen oder zu kränken.

Ganz anders ist die Sache natürlich, wenn der besuchende Neffe den Künstlerkreisen angehört! Denn es liegt doch klar auf der Hand, daß der nur kommt, um einige Tage zu „nassauern“ oder doch ein wenig zu „pumpen“. Diesen Befürchtungen entsprechend ist denn auch meistens der Empfang eines fahrenden Künstlers bei einer hoch zu verehrenden Tante. Bevor nur der Neffe mit seinen Klagen über den schlechten Geschäftsgang beginnen kann, erzählt schon die Tante dem aufmerksam zuhörenden Kunstjünger von den schlechten Zeiten, von dem rapiden Fallen der mexikanischen Staatspapiere. So versucht sie vorzubeugen oder die unvermeidliche „Schröpfung“ so gelinde wie irgend möglich zu machen. —

Mit solchen Betrachtungen kam ich auf dem Bahnhof meines Reiseziels an, und ich suchte sofort ein Hotel auf, um zu dem bevorstehenden feierlichen Besuche die notwendige Toilette zu machen. Ich muß in dem tadellosen, schwarzen Anzuge, dem bis fast auf die eleganten Lackstiefel reichenden „Künstlermantel“ entweder sehr schön oder sehr häßlich — also auf jeden Fall interessant — ausgesehen haben, denn kaum setzte ich den Fuß vor die Hoteltür, als ich die Aufmerksamkeit aller Passanten erregte und die Blicke der hinter den Fenstergardinen halb verborgenen Bürgerinnen auf mich gerichtet sah. Den ersten der mir begegnenden Herren, der auf mich einen vertrauenerweckenden Eindruck machte, fragte ich nach der Wohnung der verwitweten Frau Oberappellationsgerichtsrat Lengersen. (Der geneigte Leser wird erraten, daß besagte Dame mit dem langen Titel meine gesuchte Tante ist.) Frau Lengersen schien in dem kleinen Städtchen eine große Rolle zu spielen, oder wie man anderwo zu sagen pflegt, „die erste Nummer“ zu sein, denn der angeredete Herr gab mir die ge-

wünschte Auskunft mit einem Blicke, wie er nur durch das Zusammenschmelzen von Ehrfurcht und Bewunderung entstehen kann.

Ich brauchte bis zu der Wohnung meiner Tante nicht mehr weit zu gehen; nach ungefähr hundert Schritten hatte ich das geräumige Haus, das deutlich den Wohlstand seiner Besitzerin verriet, erreicht, und die schwere eichene Haustür öffnend, befand ich mich auf dem peinlich sauberen Vorflur. Den eigentlichen Korridor trennte eine Tür von diesem Raum, deren Glasscheiben auf der Innenseite mit langweilig gemusterten Creton bezogen waren. Zur gefälligen Benutzung lag vor dieser Tür ein kleines Heer von Binsenmatten neben einer hocheleganten Schuhbürste. Unter einem weißen Schilde, auf dem in schmucklosen Buchstaben der Name und der Titel meiner Frau Tante zu lesen war, befand sich ein unheimlich blank geputzter Klingelgriff. Nachdem ich mich durch einen Blick in meinen Taschenspiegel überzeugt hatte, daß meine Kravatte — Selbstbinder, Marke Trilby — keine unvorschriftsmäßigen Falten warf, und meine Haarfrisur in guter Ordnung war, wagte ich es, zu schellen. Hinter der Glastür ertönte eine schrille Glocke, und eine halbe Minute später wurde die Pforte von einem Hausmädchen geöffnet, welches mit leiser, umflorster Stimme nach meinem Begehr fragte. Ich übergab ihr eine Karte, auf welche ich im Hotel einige Zeilen geschrieben hatte, und bat sie, dieselbe der gnädigen Frau zu bringen. Mein Gesicht schien der Küchenfee nicht angenehm zu sein, denn sie schloß vorsichtig die Tür, um das Innere des Heiligtums meinen profanen Blicken zu entziehen. Mir war also Gelegenheit gegeben, das Muster des Kretons zu studieren. Aber bevor ich mir darüber klar geworden war, ob die bunten Vögel, die sich da über phantastischen Blumen wiegten, Kolibris oder Papageien sein sollten, wurde die Tür wieder geöffnet, und mit einem freundlichen Lächeln auf den Lippen flötete das Mädchen, daß die gnädige Frau bitten lasse. Ich folgte ihr, legte meinen Paletot ab und trat dann in das Wohnzimmer ein, in dem meine Tante mich erwartete. Der Empfang war unendlich liebenswürdig. Da wir uns seit mehr als zehn Jahren nicht gesehen hatten, mangelte es uns nicht an Gesprächsstoff. Tante konstatierte, daß ich riesig groß geworden sei, und mich gegen früher sehr herausgemacht habe, während ich lächelnd versichern konnte, daß die liebe Tante sich absolut nicht verändert habe. Dann fragten wir uns gegenseitig nach gemeinsamen Verwandten, die sich alle einer ausgezeichneten Gesundheit erfreuten und sprachen die verschiedenen Familieneignisse der letzten Jahre, als da sind Verlobungen, Hochzeiten, Kindtaufen und Sterbefälle, durch, und freuten uns, daß wirklich traurige Geschehnisse in unserer Familie nicht stattgefunden hatten. Die nächste Etappe in unserer Unterhaltung bildete mein Beruf. Da Tante die Hartnäckigkeit kannte, mit welcher ich mir die Erlaubnis „unters Theater“ zu gehen, erkämpft hatte, hütete sie sich

wohlweislich, etwas wie eine eigene Ansicht zu äußern. Sie hatte nur den einen Wunsch, daß aus mir mal recht was „Großes“ werden möchte.

Ich wollte schon aufbrechen, als die Tante mich einlud, falls meine Zeit und Neigung es erlaubten, einige Tage bei ihr zu verweilen. Die Jahreszeit war vorgerückt, die Säle fingen an, klaffende Lücken aufzuweisen, so war es mir denn ganz angenehm, mich einmal in dem Hause einer reichen Tante einzisten zu können. Ich nahm also die gütige Einladung gern an. Meine Sachen wurden aus dem Hotel herangeschafft und fanden in einem schönen, behaglich eingerichteten Fremdenzimmer ihren Platz. —

Gegen Mittag erschien der einzige Sohn meiner Tante auf der Bildfläche. Er war Rechtsanwalt und lebte seiner Mutter zu Liebe in dem kleinen Städtchen. Nun, ich konnte das begreifen, denn diese beiden Menschen glichen sich nicht nur in ihrem Äußern, sondern auch ihr Wesen, ihre Ansichten hatten sie gemeinsam. — Unter gleichgültigen Gesprächen, einem soliden Spaziergang um die mit Apfelbäumen bepflanzten Wälle ging der Tag hin. Punkt zehn legten wir uns schlafen. — Am Abend des nächsten Tages hielt ich meinen Vortrag, der mir Dank der Liebenswürdigkeit meines Vetters außer einer sehr guten Einnahme die Bekanntschaft der Honorationen eintrug. —

Da wir noch lange am Biertische zusammensaßen, war ich sehr müde, als ich endlich mein Bett aufsuchen konnte. Bald lag ich in Morpheus Armen, und schöne Träume von Schimmeln und Fuhrleuten, von Ratsherrn und Münchner Bier umgaukelten mich. Nach langer, langer Zeit weckte mich ein ununterbrochenes scharrendes Geräusch vor der Tür meines Schlafzimmers. Ich richtete mich auf und horchte, um für diese unangenehmen, heiseren Töne eine Erklärung zu finden. Aber es gelang mir nicht. Ohne auf einen schwachen Lichtschein zu achten, der durch eine schmale Spalte der Fensterladen ins Zimmer fiel, legte ich mich wieder in die Kissen zurück, um in meinem unterbrochenen Schlaf fortzufahren. Aber das entsetzliche störende Geräusch verhinderte mich, diese läbliche Absicht auszuführen. Da plötzlich schien es mir, als schallten auch menschliche Stimmen vom Korridor aus zu mir herein, und mit einem Fluche, den ich hier nicht niederschreiben darf, riß ich ein Streichholz an, um mich durch einen Blick auf meine am Bettpfosten aufgehängte Taschenuhr zu überzeugen, was die Glocke geschlagen habe. Ich traute meinen Augen kaum; die Uhr zeigte die elfte Stunde. Jetzt begriff ich auch das Geräusch auf dem Flur! Hatte Tante mir doch am Tage vorher erzählt, daß sie am nächsten Morgen mit dem großen „Pfingstreichemachen“ anfangen würde. Mit einem Satze war ich aus dem Bette, und schneller als sonst war meine Toilette beendet. Ich öffnete die Zimmertür und blickte entsetzt auf den Korridor, der sich unter den Händen von drei

Schenerfrauen in eine Lache schmutzigen Wassers verwandelt hatte. Tuben und Eimer, bis zum Rande mit Seifenwasser gefüllt, standen da umher, dazwischen lagen mit alten Lappen und Tüchern bewunderte Besen, die Passage des Platzes nicht gerade erleichternd. Eine der Frauen bemerkte mich, als ich mit ziemlich trostlosem Gesichte den Wasserspektakel ansah, und in einem Tone, dem man anhörte, welch eine Zentnerlast der Sprechenden vom Herzen fiel, rief sie auf mich deutend: „Endlich is' r uffgestanden!“ Mit einem höflichen „Guten Morgen“ versuchte ich nun, trockenen Fußes über dieses improvisierte Meer, in dem alte Weiber die Rolle der Okeaniden spielten, zu kommen, und es gelang besser, als ich gehofft hatte. Trotzdem stimmten hinter mir die „schönhaarigen Töchter Neptuns“ ein schallendes Hohngelächter an, welches jedoch wirkungslos von mir abprallte. Ich stieg die Treppen hinab, und meinen Augen bot sich noch einmal eine ähnliche Szenerie, nur wurde das Bild hier unten in besonders anmutiger Weise durch meine Tante belebt, die mit einem Flanelltuche bewaffnet die Fenster der KorridorTür, deren bereits besprochene Cretongardinen entfernt waren, putzte. Ihr Gesichtsausdruck war nicht gerade einladend.

„Guten Morgen, liebe Tante“, sagte ich, auf der letzten Stufe der Treppe stehen bleibend.

„Ach, du bist schon aufgestanden?“ entgegnete sie, sich zu mir wendend. „Sie mal an, das muß ich loben.“

Und sie stieg von ihrem Stuhle herab, den sie gebraucht hatte, um ihrer nicht allzu bedeutenden Körperlänge eine Elle zuzusetzen, damit sie auch die oberen Glasscheiben der Tür mit ihrem reinigenden Staubtuche erreichen konnte.

„Du willst wohl erst Kaffee trinken?“ fragte sie dann, und ohne auf eine Antwort zu warten, schob sie mich ins Speisezimmer. Ein halb-abgedeckter Frühstückstisch wartete dort auf mich, und ich durfte es nicht übel nehmen, daß dicht neben meiner Tasse ein Staubtuch und in unmittelbarer Nähe der Zuckerdose ein Gefäß mit Bohnerwachs seinen Platz gefunden hatte. Es war eben die Zeit des „Feiertagsreinemachen“, und wer sich so spät erhob wie ich, mußte sich natürlich ohne Murren in Alles, was ihm bevorstand, fügen. Resigniert nahm ich am Tische Platz und versuchte, mich mit dem Rest des Inhalts der Kaffeekanne anzufreunden. Dass mir dieses Beginnen nicht in dem gewünschten Umfange gelang, war nicht meine Schuld. Ich aß eine Butterstulle und horchte auf eine Leierkastenmelodie, die durch die weit offenstehenden, ihrer Vorhänge beraubten Fenster zu mir hereindrang. Es war das Miserec aus dem Troubadour, und ich kam mir in dem unordentlichen Speisezimmer fast wie der arme Manrico in seinem finstren Kerker vor. Aber an Stelle einer Koloraturen singenden Leonore, die mich aus meiner Haft befreien wollte, erschien meine Tante im Türrahmen und

hat mich, nach dem Kaffee oder Frühstück ein wenig auszugehen. Sie meinte, ich solle mir zuerst die Stadt mit ihren Sehenswürdigkeiten ansehen, dann könne ich mich am Stammtisch der Honorationen im Ratskeller einfinden, um Eins müsse ich aber wieder zu Hause sein. Da am Abend eine befreundete Familie zu mehrwöchentlichem Besuch kommen würde, sei bis dahin noch unendlich viel zu tun, und deswegen dürfe das Essen keinen Augenblick hinausgeschoben werden.

Ich brach sofort auf und wurde von Tante bis zur Haustür begleitet, wo sie sich mit den Worten: „Es tut mir sehr leid, daß du es heute so schlecht triffst!“ von mir verabschiedete. Ehe ich antworten konnte, fiel die Tür hinter mir ins Schloss. Ohne nun gerade ein Anhänger des in letzter Zeit so in Mode gekommenen Symbolismus zu sein, begriff ich dennoch, daß die liebenswürdigen Abschiedsworte der Tante nur ein Symbol für das minder freundliche: „Gott sei gedankt, daß der lästige Mensch endlich aus dem Hause ist!“ waren. —

Als gehorsamer Neffe beschloß ich, das mir vorgeschriebene Programm getreu auszuführen. Ich schickte mich also zunächst an, die Sehenswürdigkeiten in Augenschein zu nehmen. Da im Bädecker nichts Betrachtenswertes verzeichnet stand, konnte ich einmal auf Entdeckerpfaden wandeln. Ich lenkte meine Schritte nach der alten Kirche und trat, da ich eine Tür offenstehend fand, in die dämmerigen Hallen ein. Ein traumlicher, stimmungsvoller Raum umfing mich. Uraltes Gestühl mit kunstvollem Schnitzwerk stand im hohen Chor an den Seiten des einfachen Altars, auf den aus den bunten Fenstern zahlreiche Heilige niedersahen. Ein Taufbecken, ein Meisterwerk mittelalterlicher Schmiedekunst, einige Lichterkronen und eine Reihe von Bildern von hohem Alter und zweifelhaftem Werte vervollständigten den Schmuck des Gotteshauses, dessen ernste Stimmung noch durch eine ganze Anzahl von Grabsteinen erhöht wurde, die man an den Wänden ringsumher aufgestellt hatte. Mit ihren Inschriften und Wappen, den kunstlos gehauenen Figuren der Personen, zu deren Gedächtnis sie einst errichtet worden waren, legten sie Zeugnis ab von längst entschwundenen Tagen und erzählten von untergegangener Pracht und Herrlichkeit. Und mir wars, als ob die Ritter und Edelfrauen zürnend zu mir, dem Fahrenden, herübersahen, der es wagte, die Steine, welche einst ihre hochadligen Gebeine bedeckt hatten, mit neugierigen Augen zu betrachten. —

Kleine Reste der Stadtmauern, ein alter Warturm und einige bunte Giebel waren die einzigen Überbleibsel aus alter Zeit, die ich auf meiner Wanderung durch die sauberen Gassen der Stadt vorfand. Dann steuerte ich nach dem Ratskeller, um die Freuden des Stammtisches zu genießen. Die Herren, deren Bekanntschaft ich am Abend vorher gemacht hatte, waren bereits vollzählig versammelt, und bald befand ich mich mit ihnen in eifrigster Unterhaltung. Politik, Wetter, Stadtklatsch,

Fuhrmann Henschel, moderne Kunst, Straßenbeleuchtung, Sezession u. s. w. in bunter Abwechslung als Gesprächsstoff. Nach einer halben Stunde schützte ich Kopfschmerzen vor und ging. Die Stunde, die mir noch bis zum Mittagessen blieb, wollte ich mit einem kurzen Spaziergange vor den Toren der Stadt ausfüllen. Aus der dumpfen Stube des Ratskellers sehnte ich mich hinaus in die frische Luft des Waldes oder der Felder, und unter den Menschen, die mich umgaben und mich mit ihrer Behäbigkeit, ihrer Leidenschaftslosigkeit langweilten, erwachte in mir ein heißes Verlangen nach einem volllaftigen, kraftstrotzenden Menschen, nach einer Natur, die anders geartet war, wie die Dutzend-Tante angenommen zu haben, denn ich fühlte, wie die ungewohnte Atmosphäre der Kleinstadt, mit ihrem Zwang und ihren Vorurteilen, mit ihrer Halbheit und Halbbildung, mich niederdrückte. Ich befand mich schon längst auf einer Landstraße, als ich mir vornahm, den Aufenthalt im Hause meiner Tante so viel wie möglich abzukürzen. Mein Zigeunerblut begann sich schon wieder nach kaum zwei Tagen der Ruhe zu regen. —

Mein Weg wand sich zwischen grünen Kornfeldern und saftigen Wiesen hin. Blühende Obstbäume, in denen ab und an ein kleiner Vogel sein munteres Lied sang, überwölbt den Weg, auf dem außer mir nichts Lebendes zu sehen war. Da plötzlich hob sich einige hundert Meter vor mir aus dem Graben eine seltsame Gestalt. Es schien ein Krüppel zu sein, denn der Oberkörper des unglücklichen Menschen war im Vergleich mit seinem Kopfe und seinen Beinen einförmig und plump. Meine Kurzsichtigkeit verhinderte, daß ich die Figur genau erkannte, und da meine Neugier erregt war, beschleunigte ich meine Schritte, um jenen Menschen einzuholen. Da er sich nur sehr langsam weiterbewegte, hatte ich ihn bald erreicht, und meine hochgespannten Erwartungen wurden gründlich enttäuscht, denn die vermeintliche Abnormität entpuppte sich als ein junger Mann, der auf seinem Rücken einen Leierkasten trug. Als er das Geräusch meiner Schritte hörte, schaute er sich um. Ein bildhübsches Gesicht mit dunklen Augen, kühn gebogener Nase, gelblichem Teint und pechschwarzem, krausem Haar verriet den Italiener. Wahrscheinlich war dieser junge Mann der Besitzer des Leierkastens, dessen Klänge mich bei meinem einsamen Frühstück unterhalten hatten.

Ich schritt an ihm vorüber, nicht ohne ihm „Guten Tag“ geboten zu haben. Ein feindseliger Blick aus seinen schönen Augen war die Antwort. Der Italiener interessierte mich, aus seinem Blick sprach eine Persönlichkeit. Ich blieb stehen und ließ ihn herankommen. Als er mich eingeholt hatte, begrüßte ich ihn in seiner Muttersprache.

„Buon giorno!“ sagte ich, und meine Hoffnung, ihn so zum

Sprechen zu bringen, erfüllte sich. Die Klänge seiner heimatlichen Sprache hatten ihn verwandelt. Mit südländischer Lebhaftigkeit beantwortete er meinen Gruß, um dann zu fragen:

„Parla Ella italiano, Signore?“

„Allerdings“, versetzte ich und fest entschlossen, das begonnene Gespräch fortzusetzen, fügte ich hinzu: „Ich gehe diesen Weg noch eine Strecke entlang. Wollen Sie mich begleiten?“

„Con molto piacere, Signor!“ war die Antwort.

Der Bann war gebrochen und Frage und Antwort, Rede und Gegenrede flog schnell hinüber und herüber. Ich schwelgte in Schönheit! Sonne und Licht, Freude und Lachen jedes Wort der herrlichen Sprache, in der wir redeten! Wir fragten uns gegenseitig nach unsren Namen und ich erfuhr, daß mein Begleiter den stolzen Namen Cesare Buongiovanni führte, daß seine Wiege in der ewigen Roma gestanden hatte. Mit Begeisterung sprach er von der Herrlichkeit seiner Heimat, der Schönheit seiner Vaterstadt, und als ich ihn fragte, warum er denn das schöne Südland verlassen habe, da sagte er:

„Ach liebster Herr, das ist eine lange, traurige Geschichte. Darf ich sie Ihnen erzählen?“

„Ich bitte sogar darum, mein Freund!“

Es war viel Trauriges und Düsteres, was ich nun zu hören bekam. Als mein Cesare noch ein ganz kleiner Knabe gewesen war, verunlückte sein Vater eines Tages. Dann hatten er und noch drei Brüder mit der Mutter vom Orangenverkauf und Betteln gelebt, bis er alt genug geworden war, um wie sein Vater als Maurer sein Brot zu verdienen. Mit einer großen Anzahl Gefährten hatte er sich von einem schlauen Agenten überreden lassen, nach Deutschland auszuwandern, wo sie, wie man ihnen vorredete, mehr verdienen würden, wie in der Heimat. Einige Monate hatte er wirklich Arbeit und guten Verdienst gehabt, als aber das Unternehmen, zu dem man ihn angeworben hatte, plötzlich scheiterte, sah er sich, da er keine andere Arbeit finden konnte, dem Elend gegenüber. Für die letzten Taler, die ihm geblieben waren, hatte er sich dann den Leierkasten gekauft, und nun zog er von Ort zu Ort, um sich sein dürftiges Brot zu verdienen und sich langsam der Grenze seines Vaterlandes, nach welchem er sich glühend sehnte, zu nähern.

„Ach, wäre ich erst wieder daheim in meinem Rom!“ rief er aus, und mit dem Stolze des Römers zeigte er mir ein in schmutziges Papier eingewickeltes Zehnmarkstück.

„Das habe ich mir erspart“, sagte er mit leuchtenden Augen, „und wenn ich noch vier mal so viel habe, kann ich nach Rom mit der Bahn fahren.“

Auf meine Frage, ob er in dem Städtchen, welches wir beide verlassen hatten, gut verdient hätte, antwortete er mir, dort habe er nur

die Hauptstraße abgespielt. Er habe sich beeilt, weiter zu kommen, denn im Nachbarstädtchen sei Jahrmarkt, und bei solchen Gelegenheiten gäbe es für ihn immer etwas zu verdienen.

Mir fiel ein, daß es Zeit für mich sei, umzukehren, aber ein Blick auf meine Uhr belehrte mich, daß ich den von meiner Tante festgesetzten Zeitpunkt bereits um eine halbe Stunde überschritten hatte. Das Umkehren hätte mir also nichts mehr genutzt. Ich kündigte deshalb meinem Cesare an, daß ich mit ihm bis zum Nachbarorte gehen würde. Unter eifrigem Geplauder hatten wir das Ziel unserer Wanderung bald erreicht, und kaum waren wir in der Stadt angekommen, als sich mein Freund von mir verabschieden wollte. Ich bat ihn zu bleiben und mit mir zusammen zu essen. Der arme Bursche wollte meine Einladung gar nicht annehmen. Er schien zu merken, daß wir Zwei ein merkwürdiges Paar abgaben, welches in der kleinen Stadt Aufsehen erregen mußte, und er fürchtete augenscheinlich, daß mir das Angegafftwerden unangenehm sein würde. Ich hatte Mühe, in dem fremden Orte einen Gasthof zu finden, der für uns „standesgemäß“ war. Endlich entdeckte ich ein Lokal, in dem meistens Landbevölkerung verkehrte, und wir beschlossen, dort Rast zu machen. Ich muß gestehen, niemals habe ich beim Betreten eines glänzenden Ballsaales solches Herzklopfen gehabt, wie beim Eintritt in diese dumpfe Wirtshausstube, deren mit Tabakrauch geschwängerte Luft mir fast den Atem benahm. Allmählich tauchten in dem bläulichen Dunste verschiedene Menschengruppen auf, und nach einem Umhersuchen fanden wir einen freien Platz in einer Fensternische. Wir ließen uns das einfache, aber kräftige Mittagsmahl kommen und dank des Hungers, den wir hatten, mundete uns das Essen vorzüglich. Während unserer Unterhaltung, die von Augenblick zu Augenblick zwangloser wurde, ließ ich meine Blicke ab und an über die andern Gäste des Lokales gleiten. Viehhändler und Landleute saßen da auf harten Holzstühlen an runden Tischen, und ab und an schallte aus ihren lautgeföhrten Gesprächen ein kräftiger Fluch zu uns herüber.

Ich hatte mir vorgenommen, mit der Bahn in den Wohnort meiner Tante zurückzufahren, und nach beendetem Mahlzeit bat ich Cesare, die zwei Stunden, die mir bis zur Abfahrt des Zuges blieben, mit mir auf dem Markte zuzubringen. Wir trieben uns zwischen den Budenreihen umher, fuhren „Rutschbahn“ und lachten und plauderten so vergnügt, daß uns die ehrsamen Spießbürger erstaunt nähsahen. Bei einem Momentphotographen, von dem man sein Bild in fünf Minuten mitnehmen konnte, ließen wir uns, Arm in Arm, photographieren. Noch heute steht auf meinem Schreibtische neben den Bildern großer Künstler, die mir die Ehre ihres Verkehrs und ihrer Freundschaft geschenkt haben, dieses Bild und erinnert mich, so oft ichs nur sche, an einen lieben Menschen und einige glückliche Stunden.

Auch Cesare hat solch ein Bild zum Andenken an unser kurzes Zusammensein mitgenommen. —

Bald war es Zeit für mich, nach dem Bahnhofe zu gehen. Cesare begleitete mich natürlich, aber erst wollte er sich aus dem Gasthofe, in dem wir gegessen hatten, seinen Leierkasten abholen, um sofort nach meiner Abreise mit dem „Abgrasen“ des Ortes beginnen zu können. Das Zimmer, welches vor kurzer Zeit noch so voll gewesen war, hatte sich ziemlich geleert, nur in einer Ecke saßen noch einige Landleute, welche Karten spielten. Wir hatten noch einige Minuten Zeit und ließen uns deshalb noch einmal an unserm Platze nieder, um noch ein Glas Bier zu trinken.

„Wann sehen wir uns wohl wieder, liebster Herr?“, fragte Cesare.
„Wenn ich nächstens nach Rom komme, lieber Freund!“

Er starnte mich an und ein Zug von Bitterkeit legte sich um seinen schönen Mund.

„Ihr Reichen seid so glücklich! — Wann werde ich wohl wieder in Rom sein? Ach du heilige Mutter Gottes!“

„In wenigen Tagen, mein Lieber!“, entgegnete ich und schob ihm die Einnahme vom vergangenen Abend, einige Goldstücke, zu. Entsetzt schaute er bald das Gold, bald mich an.

„Das wird doch genügen, um nach Rom zu kommen. Meinst Du nicht auch?“, fragte ich ihn.

Unwillkürlich, ohne jede Berechnung war das Du über meine Lippen gekommen.

„Ja, ist es denn wahr, wertester Herr, wollen Sie mir wirklich das Geld schenken?“, fragte er, unruhig auf seinem Platze hin- und herrückend.

Ich nickte schweigend.

„Wie soll ich Dir danken, Du Lieber, Guter!“

Auch von seinen Lippen klang das Du Mensch und Mensch hatten sich zusammengefunden, und ehe ichs hindern konnte, saß er auf meinem Schoße, und mich mit seinen kräftigen, sehnigen Armen an sich ziehend, bedeckte er mein Gesicht mit leidenschaftlichen Küssem, halb unverständliche Liebesworte stammelnd.

Ich war verwirrt. Einen solchen Gefühlsausbruch hatte ich nicht erwartet. Als ich mich von ihm losmachte, was mir nur mit einiger Mühe gelang, sah ich, daß die Landleute mit ihrem Kartoffelspiel aufgehört hatten und uns verständnislos ansahen, während die „Dame“ am Buffett und der Kellner im Flüstertone Bemerkungen austauschten, deren Gegenstand wir sein mußten, denn beider Augen waren mit spöttischem Ausdruck auf uns gerichtet.

Ich ließ mir Tinte und Feder bringen, um auf einen Briefbogen, den ich meiner Brieftasche entnommen hatte, die Worte zu schreiben:

„Soeben glücklich in Rom angekommen. Cesare.“ Nachdem ich den Brief in ein Kuvert mit meiner ständigen Adresse gesteckt hatte, übergab ich ihm meinem Begleiter, mit der Bitte, ihn sofort nach seiner Ankunft in der ewigen Stadt, aufzugeben. Er versprach es.

Dann gingen wir zum Bahnhof. In einem Wagen vierter Klasse fanden wir beide Platz, denn Cesare trat sogleich seine Heimreise an, die ihn auch über den Wohnort meiner Tante führte, zu der ich nun zurückkehren mußte. Auf der Drehorgel sitzend, dicht aneinander geschmiegt, fuhren wir dahin und bedauerten, daß es uns nicht vergönnt war, länger beieinander zu sein. Es war eine Unterhaltung mit großen Pausen, die wir führten, aber was bedarf es am Ende zwischen zwei Menschen, die sich lieben, der Worte?

Meine Reise war nur kurz, und schneller, als ich geglaubt hatte, ermahnten mich die Stimmen der Schaffner zum Aussteigen.

„Adieu, mein lieber Cesare. Leb wohl. Auf Wiedersehen! Ich beugte mich zu ihm nieder, um ihn noch einmal zu küssen. Dann verlasse ich den Wagen in tiefer Bewegung. Der Abschied war mir schwer, denn ich liebe ihn, den armen, schönen Cesare. Warum müssen wir uns auch schon trennen? Als ich mich umwende, um ihm noch einmal zuzunicken, verläßt auch er den Wagen, und in leidenschaftlicher Erregung, Tränen in den Glotzäugen fällt er mir um den Hals und küßt und drückt mich, daß mir faßt die Sinne vergehen.

„Einsteigen! Einsteigen!“ rufen die Schaffner, und nur mit Mühe gelingt es mir, den Italiener wieder in den Wagen zu bekommen. Kaum hat sich die Tür hinter ihm geschlossen, als der Zug sich in Bewegung setzt. Er steht am Fenster und noch lange winkt er mir mit seinem roten Taschentuche zu, meine Abschiedsgrüße beantwortend. —

Erst als der Zug, der ihn entführte, verschwunden war, wandte ich mich um und erblickte dicht neben mir Tante und Vetter, die sich ihren Besuch abgeholt hatten. Nach gegenseitiger Vorstellung gingen wir nach Hause. Kaum waren wir allein, als mir meine Tante eine großartige Moralrede hielt, in welcher der Satz: „Feinen Verkehr hast du, das muß man dir lassen,“ beängstigend oft wiederkehrte. Und der Herr Rechtsanwalt steckte eine ganz weise Miene auf und meinte, man dürfe die Kollegialität nicht zu weit treiben!

Gelassen hörte ich diese Vorwürfe an, ohne ein Wort zu erwidern. In mir war eitel Licht und Sonne, aber mir wars, als dürfte ichs diesen Leuten nicht zeigen. Nicht nur Torheit, nein, eine Entweibung wäre es gewesen, wenn ich diesen nüchternen, befangenen, vorurteilsvollen Menschen gestattet hätte, einen Blick in meine Seele zu tun.

Nach zwei Tagen des unerquicklichsten Zusammenseins packte ich, wie mir schien, zur größten Freude meiner teuren Verwandten meine Koffer, und nach einem recht kühlen Abschied verließ ich das gastliche

Haus der Frau Oberappellationsgerichtsrat Lengersen, um weiter zu reisen und, wie vor meinem Aufenthalte in der kleinen Stadt, noch eine Reihe von Vortragsabenden zu halten. Niemand hielt es für nötig, mich nach der Bahn zu begleiten, und allein, wie ich gekommen, verließ ich die kleine Stadt, die mir lieb und wert geworden ist, weil ich dort meinen Cesare gefunden habe.

Als ich einige Wochen später in meiner Wohnung ankam, fand ich einen Brief aus Rom vor, und meinen Worten waren mit ungelenker Hand einige Zeilen hinzugefügt:

„Niemals werde ich dich vergessen! Ewig werde ich dir dankbar sein! Es geht mir gut. Ich habe Arbeit gefunden. Leb wohl. Auf Wiedersehen. Tausend Grüße und Küsse!

Dein Freund Cesare.“ —

Ich habe ihn noch nicht wiedergesehen, und ich glaube auch nicht, daß uns der Zufall noch einmal zusammenführt. Aber vergessen werde ich ihn nicht, meinen Freund Cesare, denn von all den Menschen, die ich auf meinen Reisen kennen gelernt habe, ist er mir einer der Liebsten.

HANNS FUCIIS



DÄMMERSTUNDE DES GEFANGENEN

Ich stand am Gitter, sann ins Abendsrot,
Sah meine Träume all in Gold zerfließen
Und dacht an Dich und an Dein fernes Lieb.

Die Fluten schienen bleich und totenhaft,
Fern aus den Wassern stiegen blaue Nebel
Wie Geister aus der dunklen Tiefe auf.

In Nebel hüllten sich Fabrik und Schlot,
Nah auf der Brücke brannten die Laternen
Und immer dunkler ward es, still und tot . . .

Um meine Stirne koste leicht der Wind,
Hoch von dem Himmel winkten schon die Sterne
Mir Grüße zu aus einer andern Welt.

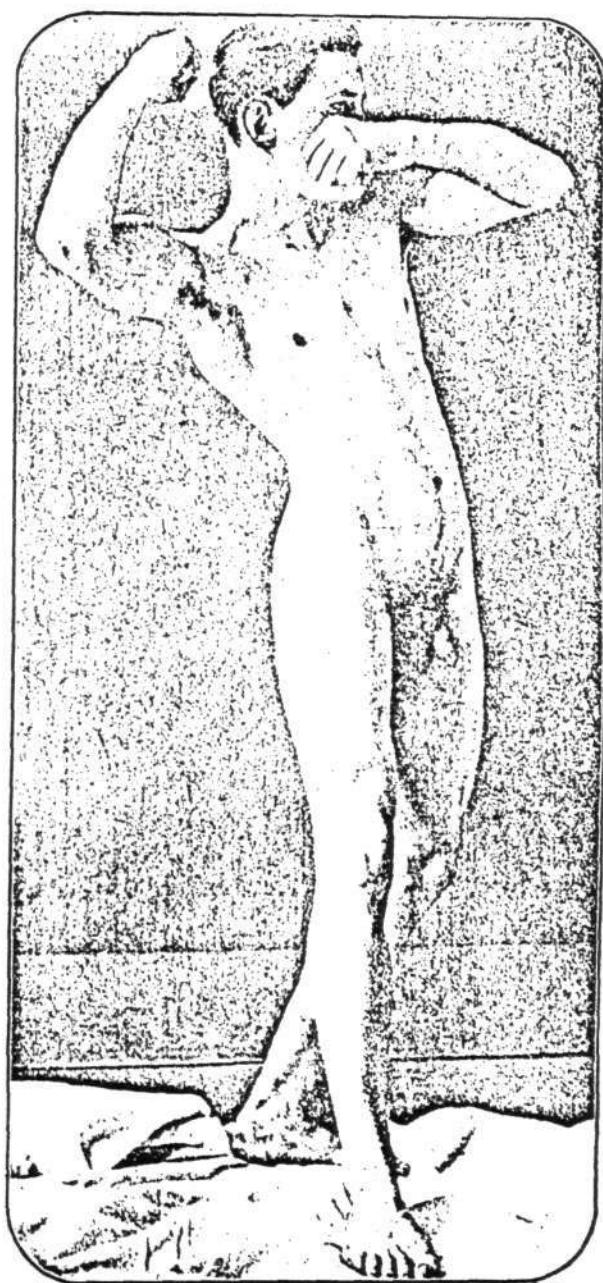
Da blitzt es plötzlich hell am Ufer auf:
Jäh aus dem Nebel brachen tausend Fluten
Von weißem Licht und goldner Flammenglut.

Fabrik und Schlotte barg ein Strahlenmeer,
Aus tausend Fenstern schoß es wie ein Zauber
Und wie ein Märchen lag die stille Nacht — — —

Ich stand am Gitter, sann ins Dämmerlicht,
Sah blutrot meiner Träume Fackeln lodern
Und dacht an Dich und an Dein fernes Lieb.

ADOLF BRAND.





DER BOXER

DR. LUCIAN VON RÖMER

MEINE SEELE

Leise, leise
 Und verstohlen,
 Auf geheimnisvollen Sohlen,
 Daß der Körper nicht erwacht,
 Gehts zur Reise. —
 Sachte, sacht,
 Auf Sehnsuchtwegen,
 Auf der Liebe Zauberstegen
 Eilt sie durch die stille Nacht;
 Durch des Mondes Silberschleier,
 Durch der Elfen Freudenfeuer,
 Pfeilgeschwind,
 Sanft wie linder Maienwind —
 Fliegt an Orten, glückumwoben,
 Schon aus längst vergangenen Zeiten,
 Traumverlorenen Ewigkeiten,
 Schnell vorbei,
 Zu dem Einen,
 Der ihr Alles! —
 Der durch Lieb ihr eng verbunden
 Ewig ist,
 Ewig war —
 Bis sie endlich ihn gefunden!
 Herzt und küßt ihn heiß und lange,
 Streichelt Stirn ihm, Haar und Wange,
 Legt ihn sanft in ihren Schoß . . .
 Sieht dann lächelnd ihm ins Antlitz,
 Selig lächelnd —
 Und blickt dankend,
 Jubelnd auf zum Sternenhimmel.
 Eh sie dann, bevor sie geht,
 Für ihn bittet, für ihn fleht,
 Kindlich und voll tiefer Inbrunst
 Um des Tages treue Gunst —
 Und — noch einmal stürmisch küssend
 Ihm die Augen, Mund und Hände,
 Fleht sie dann —
 Schmerzlich grüßend,
 Vor der Dämmrung bösem Blick.
 Kommt dann wieder,
 Still, verstohlen,
 Auf geheimnisvollen Sohlen,
 Und erzählt mir all ihr Glück! —
 Daß ich selbst mich freue, lache,
 Und im Traume jäh erwache. — —

WIEGENLIED FÜR MEINEN GROSSEN JUNGEN

Rieselregen rinnt —
 Schlaf, mein liebes Kind!
 Mach die müden Äuglein zu,
 Wichtlein wiegen Dich in Ruh!
 Schlaf — schlaf — schlaf!

Tickt im Tisch der Wurm —
 Heult durchs Dach der Sturm:
 Wacht am Bett ein Heinzelmann,
 Daß kein Alp Dich drücken kann!
 Schlaf — schlaf — schlaf!

Glimmt die dunkle Glut
 Im Kamin wie Blut —
 Tut im Turm der Uhu schrein:
 Fällt ein Stern, Herzliebster, mein!
 Schlaf — schlaf — schlaf!

Winkt der bunte Tag
 Über Hang und Haag:
 Küß ich meinen Buben schnell,
 Lach ihm in die Augen hell!
 Schlaf — schlaf — schlaf!

ADOLF BRAND.





TRUNKENER FAUN
VON HELLBORN

Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

SEHNSUCHT

O könnt ich jetzt in Deine Augen schauen
 Und meine wildzerrissne Seele senken
 In ihrer Liebe tiefe dunkle Glut
 Mit meines Schmerzes heißen Flammenbränden!

O könnt ich meine Stirn an Deiner kühlen,
 Mit Deinen Tränen meine Lippen netzen,
 Auflodernd, stürmisch pressen Mund auf Mund
 — Und still und müd in Deinem Arm verenden!

ADOLF BRAND



„ES LEBE DIE TUGEND!“

D u, hast du immer noch kein Theaterbillett für mich? Du weißt doch, ich ginge mal so gerne in den neuen Schwank, in dem man so viel lachen muß, wie mir Karl neulich erzählt hat!“ Mit diesen Worten bestürmte mich mein blonder Jüngling nun seit 8 Tagen mindestens zweimal täglich, denn er meint, wenn man wie ich Theaterkritikus sei, müsse man die Freibilletts nur so nachgeworfen bekommen. Na, diesmal hatte er aber doch eine Ahnung gehabt; ich hatte sie endlich, die beiden Plätze, fein vorne, in der zweiten Reihe, besser als er es wünschen konnte! „Aber, da ist noch ein Haken, mein Kleiner, — deine Leute!“ sagte ich bedenklich. „Du weißt, das Stück ist, was man so in gewissen Kreisen zweideutig, glitscherig nennt, und wenn es deine fromme Mama ahnen würde, sie ließe den 16jährigen, kurzhosigen Buben, ihren Buben, unter keinen Umständen in ein so „verderbliches“ „modernes“ Stück, also müssen wir es schlau anstellen.“ „Ach du“, begann er nun mit der süßesten Stimme, die wie Vogelsang im maigrünen Buchenwald klang, „du sagst doch immer, für mich würdest du Alles tun, weil du mich so lieb hast, du bringst es sicher fertig, daß ich hinein darf!“ „Schau, schau,“ lächelte ich, „wie er bitten kann, der stolze Lateiner, aber, wenn ich mir mal auch nur den leitesten Kuß holen will, außer den mir gnädigst allabendlich gestatteten Gutenachtklüssen, ja dann will der feine Herr nichts von mir wissen!“ Das will er aber nicht hören: „O, wenn du mich da hinein bringst, will ich auch so lieb zu dir sein, so lieb!“ — er streichelt



mich schon, der schlaue Kerl und seine weichen Lippen reden so überzeugend von in Aussicht stehendem süßen Lohn, — wer könnte da widerstehen!

Ich gebe mich also zur gestrengen Frau Mama, setze ihr auseinander, wie heute Abend ein „ganz gutes“ Lustspiel — „Schwank“ wäre schon verdächtig! — gegeben wird, das sich von den „üblichen Unsittlichkeiten“ himmelweit entferne — ich sage das mit einem gewissen sittlichen Pathos, das überzeugen muß! — ich hätte nun dafür 2 Freibillette, ihr geliebter Sohn habe die besten Schularbeiten abgeliefert, morgen sei noch dazu ein Sonntag, an dem man ausschlafen könne, und so ein bischen Lachen in des Alltages trübem Einerlei schade doch auch einem 16jährigen Buben gewiß nichts! Meine Rede ist von guter Wirkung begleitet und — ein großes Glück — der Herr Papa, ein etwas brummiger Alter, der im Übrigen nicht viel zu sagen hat, schlägt sich ausnahmsweise auch mal auf meine Seite, umso mehr, als ich ihm für den nächsten Abend ein Zirkus-Freibillet in Aussicht stellte; nach einigen Bedenken gegen den etwaigen doch unsittlichen Inhalt wird die Genehmigung erteilt. Mein Liebling, der an der Türe gelauscht, schwimmt in Wonne und küßt mich ab, als ich sein Zimmer betrete. Alles scheint gut, aber — — — wir hatten die Rechnung ohne den Wirt gemacht, und der Wirt waren meines Lieblings zwei ältere Schwestern, die eine 30, die andere 27, beide noch unverheiratet, also entsetzlich „moralisch!“ Es ist $\frac{1}{2}$,7 Uhr, um 8 Uhr beginnt das Theater, die beiden Moralischen sind noch in der Stadt und kommen, wie ich sehnlichst hoffe, auch heute nicht vor $\frac{1}{2}$,9 Uhr von dem Ausgang mit ihrem „Freund“, einem Witwer, der der jüngeren stark den Hof macht und den Beide ebenso stark umschwärmten, zurück; aber eben darin täuschte ich mich, unser Unstern führte nämlich die beiden Vestapriesterinnen bereits um $\frac{1}{2}$,7 Uhr nach Hause. Als ich ihre lieblichen befehlenden Stimmen hörte — sie führen nämlich leider das Regiment im Hause — sank mir sofort die Hoffnung! Gespannt lauschte ich

mit meinem blonden Fritz an der Türe: „was! ins Theater soll der Fritz mit? und in so ein empörendes Stück auch noch? das wollt Ihr erlauben? das ist ja entsetzlich! der Bub wird noch ganz verdorben, alle Augenblick in ein Konzert, auf einen Ausflug, ins Theater, und nun noch in so ein Stück!!“ —

„Aber kennst du denn das Stück, Karoline, daß du so bös bist?“ wagte die Mama mit schüchternen Stimme einzufordern. „Ach was, es ist ein französischer Schwank; meine Freundin, die Fräulein Meier, war neulich drin und sagte, so etwas Gemeines, das die Ehrbarkeit der Frauen geradezu verhöhnt, sollte überhaupt verboten werden!“ „Und überhaupt“, mischte sich nun die andere Wächterin der Moral ein, „unser Fritz ist noch ein reines, unverdorbenes Kind mit feinem Gemüt, der braucht nicht in so zweideutige Theaterstücke zu gehen. „Ja, wenns was Klassisches wäre, da hätte ich auch nichts dagegen, wenn auch Das freilich nicht nötig wäre; wir seine Schwestern sind in seinem Alter auch nie im Theater gewesen!“ . . .

Fritz ist rot vor Wut, ballt die Fäuste und flüstert: „Ja, aber Liebesverhältnisse habt Ihr gehabt in meinem Alter, hinter dem Rücken von Papa und Mama!“ —

Mama ist natürlich gegen derartig überzeugende Wahrheit machtlos; „ja, wenn das freilich so ein Stück ist, dann darf mir mein Fritz nicht mit, nein, nein; das würde ihn freilich verderben, aber Egon meinte doch, es sei ein besseres Lustspiel?“ „Ach was, Egon ist für mich nicht maßgebend“, brauste nun die erste Hüterin der Tugend wieder auf; „was hat er uns nur neulich für ein Stück empfohlen, man mußte ja erröten, so gings drin her!“ — Ich bemerke hier, daß ich auf inständigen Wunsch den beiden Damen Plätze in die „Dame von Maxim“ verschafft hatte und daß die Beiden während der Aufführung, wie mir der bewußte Freund sagte, der „natürlich“ auch mit dabei war, sich köstlich amüsierten und den feinen Witz des Stükkes nicht genug loben konnten!! Was sagt Schopenhauer doch über das Weib???.! —

„So, so, meinte die erstaunte Mama, das ist mir ja ganz neu; ihr lobtet das Stück doch so beim Heimkommen!“ „Ja, aber, es war —“ „ach es war nicht so arg, aber freilich für ein Kind ist es nichts“, nahm sich nun die Andre, die offenbar noch ein Bischen mehr Anstand hatte, meiner an; die erste schien jetzt zu ahnen, was für eine Dummheit, abgesehen von allem Andern, sie soeben geschwatzt hatte und suchte abzulenken: „also Fritz bleibt unbedingt da; er wird verdorben genug durch den Egon, der ihn ja doch sicher über Alles viel zu früh aufklärt!“ — Ich lächelte, Fritz konnte vor Wut sich kaum halten. „Mäßige dich“, warf nun doch die gutmütige Mama ein — sie stand im allgemeinen auf meiner Seite, da sie in mir nur den älteren Freund und Schulmeister ihres Söhneins sah — „Egon hat bisher nur guten Einfluß auf Fritz ausgeübt, er lernt mit ihm und opfert ihm seine Zeit und Bequemlichkeit!“ „Meinetwegen“, brummte die Streitbare, „jedenfalls kommt mir Fritz heute nicht ins Theater, wenn Ihr es erlaubt“, — sie warf einen häßlichen Blick auf den bisher stummgebliebenen Vater — „so werd ich es ihm verbieten und mir gehorcht er, das weiß ich!“ — (Fritz streckt hinter der Thür die Zunge heraus!) —

Dem Vater war es nun doch zu stark: „ich denke, wenn ich es ihm erlaube, so braucht er Euch, seinen Schwestern, nicht zu folgen!“ „Das wollen wir sehen!“ riefen Beide wie aus einem Munde. „Er bleibt natürlich da“ meinte nun auch die besorgte Mama, „ich kann es nicht begreifen, wie du so unbekümmert bist um das sittliche Wohl deines Kindes!“ — Unter dem strafenden Blick der Mama verstummte die Gegenrede des Vaters. Wie erleichtert atmeten die beiden Sittenwächterinnen nun auf: „Ja und die Billette“, wagte die Frechere zu bemerken, „ich denke, die könnten nun wir benutzen, was meinst du, Klara?“ Diese empfand doch so etwas wie Scheu, so einfach über fremdes Eigentum zu verfügen und sagte etwas verlegen: „Ja, wenn es uns Egon erlaubt!“ „Ach warum denn nicht,

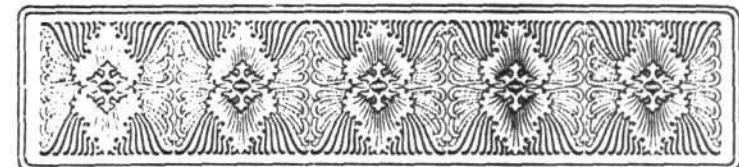
wenn sein Fritz nicht mitsamt, geht er auch nicht und leerlassen kann man die Plätze doch nicht!“ — Fritz flüsterte: „Egon, wenn du Die reinläßt, sind wir geschieden!“ Ich lächelnd: „Aber Fritz, so wenig kennst du mich?“ Er: „Ach es ist zu unverschämt . . . !“ Ich: „Das sind doch nur deine Vorbilder, die so viele gute Lehren für dich parat haben!“ —

„Ja, sags aber nun dem Fritz, daß er sich nicht richtet und sorg dafür, daß wir die Billette kriegen!“ drängte die erste wieder. Mama nahte sich der Tür, wir fuhren zurück, jeder in ein Buch vertieft in einem Winkel des Zimmers sitzend. Sie trat ein und begann schluchtern: „Du, Egon, ich glaube, das Stück paßt doch nicht für Fritz, Fr. Meier — —“ „Wer ist Fr. Meier?“ sagte ich trocken; „ach du weißt doch, die ist doch ziemlich frei“ (— sie war Vorsitzende des Vereins für Hebung der Sittlichkeit! —) „die meint, es sei ein unsittliches Stück“ (letzteres flüsterte sie, wie wenn man ein dunkles Geheimnis ausspricht) „gelt, du siehst ein, daß . . . Fritz ist ja noch so unschuldig . . . du kannst die Billette ja den Schwestern geben, sie wollen dir zulieb den Abend absitzen, wenn du nicht selber . . . gelt, sei nicht böse, du mußt doch einsehen, und hast doch auch nur das Beste von Fritz im Sinne!“ — Langsam hatte ich die Billette aus der Tasche genommen, zerriß sie in kleine Stücke und sagte: „ach ja, du hast Recht, aber ich will den Damen das Opfer nicht zumuten, in so ein unsittliches Stück zu gehen, ich kannte es ja nicht genau und hatte keine Ahnung, daß es so was sei! Mit Fritz werde ich schon fertig, sei nur ruhig!“ Erleichtert verließ die besorgte Mama das Zimmer. Fritz hatte aufmerksam zugehört und als ich die Billette zerriß, leuchtete es in seinen schönen Augen auf in wilder Freude. Aus dem Nebenzimmer hörte ich nur noch das Wort: „Verdammt Das, warum hast du es auch als ein Opfer hinstellen müssen!“

Fritz aber weinte zunächst seinen Zorn aus, war beim Abendessen wie alle sehr still und gedrückt, wurde aber,

als wir uns zu Bette legten und draußen im Garten die Nachtigall von den schwarzen Bäumen herab ihre Sehnsuchtsmelodien ertönen ließ, die vermengt mit dem Dufte des Flieders durchs offene Fenster in unser Zimmer hereinfluteten, sehr zärtlich, kam zu mir, unaufgefordert, und lohnte mir den entgangenen Genuss Die Tugend hatte eben auch hier wieder triumphiert!!

IMMORALICUS.



ZUR ERZIEHUNG DES HOMOSEXUELL VERANLAGTEN KNABEN

Eines der schwierigsten Gebiete der Knabenerziehung ist dasjenige der sog. sexuellen Erziehung. Die verschiedenen Erziehungslehrn vom frommen alten Niemayer bis zu den modernsten wissen nichts Gescheutes zu bringen über die nicht aus der Welt zu schaffende Tatsache, daß die selbst durchaus gesunden Knaben etwa vom 16. Jahre an den sog. „geschlechtlichen Unarten“ „Lastern“ u. s. w. mit beinahe ausnahmsloser Allgemeinheit „verfallen“. Nur die Ärzte denken darüber cynischer, vielleicht richtiger; sie belehren uns, daß die meisten dieser Jungen nichtsdestoweniger treffliche Ehemänner werden und daß das Jammergeheul alter Jungfern beiderlei Geschlechts nicht so tragisch zu nehmen sei! Freilich, ein gewisser Prozentsatz dieser Knaben wird — oder besser — ist homosexuell und geht als solcher, Dank unserer „sittenstrengen“ Gesetze, keiner rosigen Zukunft entgegen. Diese Aussicht ist für Viele die Veranlassung geworden, zu untersuchen, ob nicht durch gewisse bereits von früher Jugend an zu ergreifende Maßregeln die homosexuelle Neigung wenn nicht auszurotten, so doch in sog. „sittliche“ Bahnen zu lenken sei. Wiederum haben die Ärzte als die tieferen Kenner keine allzu optimistischen Ansichten über den günstigen Erfolg aller dieser Maßregeln, sind darum auch in der Empfehlung solcher sehr vorsichtig und warnen z. B. durchweg vor solchen Mitteln, die wie die Prügelstrafe geradezu entzündend auf den Geschlechtstrieb einwirken. Unter den übrigen berufenen und unberufenen Forschern des Homosexualismus dagegen ist man rosigster Hoffnungen voll, ein bißchen mehr oder weniger Charlatan, egal. Und zu derartigen Leuten gehört auch der vielbekannte De Joux, der in seinem phrasenhaften Buch „Die hellenische Liebe in der Gegenwart“ u. A. auch die Mittel gegen das „homosexuelle Laster“ bespricht. Indem er einerseits die zartere, feinere, für jedes Gemütsmoment zugänglichere Natur des homosexuellen Knaben zugibt, warnt er andererseits vor jeglicher Zärtlichkeit, selbst des Vaters und Bruders einem solchen Kinde gegenüber, drängt also dadurch unbewußt das die Zärtlichkeit geradezu

als Lebensbedürfnis benötigende Kind unwillkürlich in die Arme entfernter Stehender, die, sei es aus wirklicher Neigung, sei es aus pervers gewordenen Gelüsten, dem Knaben das bieten, was er erstreben muß, bieten in einer Form, die vielleicht ästhetischer gewesen wäre, wenn man dem Knaben den feineren Umgang nicht versagt hätte. Nun natürlich eifert de Joux gegen den „dem Laster verfallenen Knaben“! Der ältere Komplize muß unter „Schimpf und Schande“ fortgejagt werden, gegen den armen Jungen „ist Milde keineswegs am Platz“! Nein, dieser wird „nach militärischer Art“ (wir bitten, welches Militär??) „über eine Bank gestreckt“ und „mit dem Spanier“ oder der Rute mit einer „ergiebigen Anzahl“ „kräftiger“ Streiche „gezüchtigt“!!!.... Dabei redet de Joux ausdrücklich von 14—17jährigen Knaben! Daß er nicht noch Prügelmaschinen konstruiert und in Abbildung diese famosen mit hochgelehrten — leeren — Phrasen gespickte Anweisung einer guten Erziehung illustriert, ist eigentlich verwunderlich. Wer sehen will, hat ja freilich so schon genug. Und dieses Buch, dieser „Geist“, gilt heute noch in weiten Kreisen der Homosexuellen für „bahnbrechend“, für „befreidend“! Man sollte meinen, klarer und deutlicher als an zitiertter Stelle kann ein Mann seine totale Unfähigkeit zur richtigen Behandlung des Homosexualismus nicht erreichen als es de Joux mit seiner fast krankhaften Freude am „ergiebigen“ Prügeln getan hat. Wir brauchen wohl kaum auf die völlige Verkehrtheit dieser Art Erziehung zur „Sittenreinheit“ hinzuweisen, es haben dies ja bekanntlich fast alle wirklichen Kenner der Sache schon getan, warnt doch schon Bock in seinem Buch vom „gesunden und kranken Menschen“ eindringlich vor körperlicher Züchtigung bei Knaben. Leider wird es ja in vielen „christlichen“, doch auch in vielen „freien“ Familien so ähnlich hergehen, wie de Joux es wünscht, ist doch der Mensch von Alters her geneigt, gerade die sog. „geschlechtlichen Fehler“ am liebsten körperlich zu bestrafen; und viele Eltern, die zu einfacher Onanie ihrer Knaben beide Augen zudrücken, verlieren jede Vernunft, wenn sie die viel weniger schädliche gegenseitige geschlechtliche Vertraulichkeit ihres Knaben mit irgend einem Älteren oder Gleichaltrigen entdecken. Freilich, ein gut Teil davon verschulden unsre genialen Gesetze, die das Eine gestatten, das Andere ev. mit Zuchthaus bestrafen!

Aber was sollen wir denn nun tun, werden die Leser rufen? Sehr einfach! Haltet Ihr es mit de Joux, nun so sperrt Eure armen Jungen ab von Allem, was deren zartes, liebebedürftiges Herz braucht, wie die Blume die Sonne, und schlägt sie lieber gleich tot, wenn sie einen Ausweg auf eigene Faust suchen, denn „heilen“ werdet Ihr sie durch Stock und Rute nimmermehr! Habt Ihr Euch aber zur freien, sonnigen Weltansicht der modernen Wissenschaft durchgerungen, so behandelt die bedauernswerten Knaben mit doppelter Liebe, gebt ihrem Gefühlsleben die nötige Entfaltung, ihrem Herzen die nötige Ergänzung, laßt

sie schwärmen in glühenden Freundschaftsbündnissen; das rein Sexuelle wird auf diese Weise viel seltener die Oberhand gewinnen, wie bei der de Joux'schen Despotie, und, wenn Eure Knaben reife Jünglinge geworden sind, die Ihr, wären sie heterosexuell, zum Weibe weisen würdet, so redet vernünftig mit ihnen über ihre Ausnahmestellung und läßt sie dann wählen zwischen Betätigung ihrer Eigenart verbunden mit ständigen Kämpfen gegen eine stumpfe Welt und Unterdrückung derselben verbunden mit ständigen Kämpfen gegen das, was ihnen Lebensglück heißt! Man darf wohl sicher annehmen, daß diese Art Erziehung, die uns „Aurelius“ so meisterhaft in seinem einzigen „Rubi“ schildert, schon längst eine solche Phalanx wirklich mutiger Männer gegen unsere betrügtige Gesetzgebung auf die Beine gebracht hätte, daß wir nicht mehr lange der ungerechten Grausamkeit eben dieser Gesetzgebung ausgesetzt wären!

DR. LUCIFER





BÜCHER UND MENSCHEN

Élisar von Kupffer.

Wie arm ist doch unsere Zeit an dichterischer Kraft, wie blutarm an echter Poesie. Von Dichtern wimmelt es freilich wie in einem Bienenkorbe; doch wie viele Halbbegabte, Talentlose, Streber, geriebene Geschäftslste, schlaue Tantiemjenäger unter ihnen! Welch karges Verständnis, wie wenig intensives Interesse für die Ideen und Kulturbestrebungen, die unsere Zeit bewegen, unsere Seelen durchzucken, unsere Herzen erheben machen! Da fällt es dem Laien oft gar schwer, unter dem Wuste der Massenproduktionen, unter den unzähligen dichterischen Attentaten vieler guttisituerter Junglinge und — Jungfrauen, die den Verlegerin die veröffentlichten poetischen Pubertätszeugnisse gut honorierten, die Perlen echter Kunst herauszuflischen. Ebenso arm ist unsere dekadente weibliche Übergangszeit indes auch an mutigen Persönlichkeiten, voll männlicher Totkraft, die ihr ganzes Menschentum, die Seele in ihre Dichtungen hineinlegen. Ein solcher Dichter ist nun Élisar von Kupffer, der jugendliche geniale Sproß aus altem esthändischen Adel. Schon seine erste kleine Gedichtsammlung aus dem Jahre 1895 „Leben und Lieben“ (Verlag E. Pierson, Dresden) atmert wirkliches Leben und wirkliches Lieben — Einige Sachen, wie „Gregors Tod“, hinterlassen sogar einen gewaltigen Eindruck. — Sechs Jahre später tritt von Kupffer wieder mit einer größeren „irdischen Gedichtsammlung“ „Auferstehung“ auf den Plan. (Verlag E. Pierson in Dresden.)

Das ist nun ein Cyclus, der uns Élisar von Kupffer in seine eigenste schöne In-

dividualität blicken läßt — er zeigt Liebe für das Große, für echt antike Sinnentlust und Sinnentfreude. Sentimentale Resignation, wie sie so häufig bei unseren „modernen“ Poeten und Poetinnen anzutreffen, ist ihm fremd. Wohl leidet und blutet auch von Kupffer am Leben, doch liebt er es mit inniger Lust:

„Und bauen wir lerner Altäre,
So sollen es menschliche sein:
Dem Menschen, der königlich wäre —
Dem Gote des Lebens allein!“

(S. 51.)

— — — Bekanntlich läßt Goethe Faust mit Helenen — deutsche Art mit hellenischer Schönheit vermählen. Ein Symbol — und doch mehr als Das: ein Fingerzeig des Gewaltigen! was deutscher Kunst, germanischem Leben not tätte — ein wenig mehr Griechentum. Diese neue „Sezession“ wird die wahre „Wiedergeburt“ unserer Literatur, unserer Kunst, unseres Lebens sein! — — — Ein solcher Sezessionist ist auch Élisar von Kupffer, der den Mut der wenigen Allzuwenigen besitzt, in seiner Kunst auch solch tielmenschliche Empfindungen zum Ausdruck zu bringen, wie es bereits vor mehr als tausend Jahren durch Klassiker wie Ibykos, Pindar, Sophokles, Catull, Vergil, Horaz und zahllosen andern geschehen ist. Die zartesten Seelenlaute der Liebe, finden sich ja im Altertum gerade im Verhältnis von Männern und Junglingen, und von irgend einem angeborenen sittlichen Abscheu ist niemals die Rede.

Diese Töne finden sich auch bei Élisar von Kupffer:

„Liebster!“ Sag es ohne Zagen.
Ach, und deine Pulse schlagen

Wärmer, wenn du mein gedenkst.
„Mein“ dazu. Du willst es sagen,
Dab du mir dein Herz schenkst.

Dankst mir da für jede Gabe,
Die ich dir gesendet habe,
Doch vor allem für die Liebe.
O, du schlauer süßer Knabe,
Allerschlauster Herzenadib! (S. 116, aus „der Liebesbrief“.)

oder:

„Wem je sein Glück im Arme lag
Und wen es je geküßt,
Dem ward ein voller Menschenstag
Und wenn er sterben müßt.“

Künstliche Lebensweisheit gelangt auch in vielen Poemen der „Auferstehung“ zum Ausdruck:

„Den Gott im eignen Herzen,
Den frage nur allein,
Ob Du es sollst verschmerzen,
Was Glück Dir deutlich zu sein.“

(S. 123.)

Unter dem Titel „Streitbares“ liefert der Dichter den Beweis, daß er auch eine schöne Begabung für satirische Sachen besitzt. Nur ein Pröbchen möge genügen: Schön — wagst Du zu sein, und trügst keinen Unterrock?!

Ei das verzeiht dir weder Ziege — noch Bock.

Als Dramatiker führte sich der Dichter durch die Tragödie „Der Herr der Welt“ (1899, Verlag E. Ebering, Berlin) äußerst vorteilhaft ein. „Das Ganze hat einen markigen Ton und zeugt für das Talent des Verfassers, große dramatische Konflikte energisch darzustellen“ — sagte Rudolf von Gottschall im Leipziger Tageblatt nach dem Erscheinen des Dramas. Und Adalbert von Hantzi argumentierte: „Das Problem des Papstes wider Willen (Benedikt IX) ist gewiß an sich eine höchst originelle Idee. Die Auflösung des Obermenschtums, wie sie sich hier ausspricht, vor allem aber das Eingehen auf die Seelenzustände eines jungen zur Papstentthaltung verurteilten und doch mit der Papstmacht gelockten Menschen, das Alles scheint mir Beweise dafür, daß sich in Kupffers junger Seele . . . eine eigene Dichterkraft regt.“ — Diese eigene Dichterseele spiegelt sich auch recht deutlich und klar im Einakterzyklus „Irrlichter“ (Drama in 3 Teilen, Verlag Ebering, Berlin 1900). Obwohl diese drei Einakter innerlich ein harmonisches Ganze bilden, ist doch jedes ein Kunstwerk für sich, besonders der letzte Teil „Narkissos“, welcher in herrlicher künstlerischer Verdichtung die Wiedergeburt der naiven Persönlichkeit, die Auflehnung gegen eine oberflächliche Herrschaft femininer Sitten und die erwachende und siegende Liebe eines Jünglings zu einem Künstler meisterhaft schildert. — — — — —

Ein auffallend gemeinsames Kennzeichen vieler moderner Dramen ist das, daß sie ihrem innersten Aufbau nach „undramatisch“ — daß sie episch sind. Hauptmanns „Weber“ sind ein Roman, Halbes „Jugend“ ist eine reizende Novelle, Sudermanns „Johannes“ eine novellistische Studie, Hirschfelds „Agnes Jordan“ ist episch bis auf die Knochen, Hauptmanns „Der arme Heinrich“ ist eine novellistische Legende. Mode und Tantiemjensucht ließ das dramatische Aushangsgeschäft erstehen. Die Hauptbestandteile des modernen Dramas bildet ja das Milieu — und Stimmungsmauerl — erst in zweiter Linie die „Handlung“ — lauter Aufgaben für den Roman, die Novelle. Ja, die Stunde der lang vernachlässigten Novelle scheint wieder gekommen zu sein; ganz ungewohnte numerische Romanerfolge der letzten Zeit lassen darauf hinschließen, daß die Erzählungskunst wieder zu ihrem alten Rechte gelangen wird. In dieser Beziehung muß auch auf den Novellisten Élisar von Kupffer als feinen Stimmungsmaler und ausgezeichneten Seelenschilderer hingewiesen werden, als welchen er sich bereits in „Ehrlos“, Novellen und Skizzen (R. Eckstein, Nachf., Berlin 1898) zeigt. Alles möchte Élisar von Kupffer mit seinem leidenschaftlich griechischen Geist durchdringen; besonders meisterhaft ist ihm das in der antiken Novelle „Der Nebenbuhler Gottes“, und in der „modernen“ Novelle „Vertobt“ gelungen. Wie ein wuchtiges „Weeuwe“ wirkt das Tagebuch eines auf die üblich konventionelle Art verlobten jungen Mannen, den die geistige Armut einer ungeliebten Braut erdrückt; der nach geist- und herzbefreienden Liebesverkehr mit deren aamutig frischem aufgewecktem

Bruder verlangt, aber verschmachten und verzweifeln sterben muß, um nicht von einem aller Wissenschaft und Kultur hohnsprechenden gänzlich veralteten „Paragraphen“ als chrios und lasterhaft gebrandmarkt zu werden. — — — —

Ganz eigenartige und doch in der menschlichen Psyche oft tiefbegründete Probleme behandeln die kleinen reizenden Geschichtchen in „Doppelliebe“, Novellen aus Esthland (Verlag Caesar Schmidt, Zürich, 1901). Es ist eine äußerst spannende Schilderung der noch fast ganz unbekannten Welt Esthlands, der Heimat des Dichters, seines Adels und des durch tiefe Kluft von ihm getrennten Bauernstandes. Wir lernen Menschen mit heißem Blut kennen, denen eine vielseitigere Lebens- und Liebesentfaltung natürlicher wäre, als die durch traditionelles Gewohnheitsrecht „geheiligte“. In kurzen aber ungemein eindringlichen Zügen entrollt uns der Dichter solche Menschen und Menschenschicksale, so in „Die weiße Lille“, „Arma und Ssilia“, „Die süße Rache“ u. a. Sein „Rätsel der Liebe“ schildert im besondern die Liebe eines Jünglings zu einem Manne aus der höheren Gesellschaft, nachdem er zuvor ein Mädchen umworben, mit technischer Meisterhand, ohne die übliche Sentimentalität, aber auch ohne in widerliche Tugendheuchelei zu verfallen. Mit scharfem Blicke hat v. Kupffer dieses Gebrechen, diese feige Charakterlosigkeit, diesen sittlich und geistigen Defekt der Vielen durchschaut, die heimlich Wein genießen und öffentlich Wasser predigen. Unter den lautesten pöbelhaften Schreien des „Kreuzige ihn, er ist ein — — —“, befinden sich ja häufig die im wahrsten Sinne des Wortes „lasterhaften Gesellen“. — Und „das Publikum“ ist im Allgemeinen gar kurzsichtig; es unterscheidet nicht — kann, will nicht unterscheiden. Was wird nicht noch heutzutage, inmitten unserer modern zivilisierten Barbarei alles über die griechische Liebe des Philosophen Plato gefaselt, geflucht, gespottet und gegeifert! Die schlimmsten Perversitäten werden toleriert, freilich manchmal nur in verständnisvoll augenzwinkernder Weise, nur nicht das „griechische Laster“. — —

Freilich sind wir heute weit von der bösartig litterarisch-polemischen Kampfes-

weise entfernt, mit der beispielsweise noch Heinrich Heine seiner Zeit dem Grafen August von Platen entgegengrat; immerhin sind bedeutende Fortschritte in der Abschätzung feiner künstlerischer und sittlicher Nuancen gemacht worden! Ein derartiger Angriff, selbst in der satyrischen Form eines Heine, den heute ein Künstler, Dichter, Polemiker gegen seinen ästhetisch- oder wissenschaftlichen Gegner richtete, würde in künstlerischen Kreisen, ja selbst von einem größeren Teile des geistigen Elite-Publikums schonungslos verurteilt werden.

Unter allen Umständen gehört dennoch eine große Dosis von männlicher Überzeugungstreue, unerschrockenem Mut und Liebe zur Wahrheit dazu, wenn ein junger Dichter, wie Élisar von Kupffer mit einem wissenschaftlichen-polemischen Werke wie „Lieblingminne und Freundesliebe in der Weltliteratur“ (Verlag von Max Spohr in Leipzig in die Arena tritt. Es ist dies ein tiefernstes gehaltvolles Buch, das sich fern von jeder Sensation hält, eine vortreffliche Auslese von Dichtern, Philosophen der griechischen, römischen und orientalischen Welt mit den erhabensten, schönsten, die Lieblingminne behandelnden Dichtungen. Aus späterer christlich-mittelalterlicher Zeit finden wir u. a. Sachen von de la Vega, de la Casa, Montaigne, Marlove, Shakespeare; aus dem 18. Jahrhundert Friedrich den Großen (den Manen Caesariens), Winckelmann, Herder, Hölderlin, Lord Byron, Rückert, Grillparzer, Graf August von Platen. — Daß auch Goethe und Schiller mit einigen Dichtungen aufgeführt wurden, hat den Widerspruch einiger „Kritiker“ mehr oder weniger erregt. Ganz mit Unrecht. In einer streng wissenschaftlichen objektiven Sammlung konnten unsere Dichterfürsten nicht umgangen werden. Bei Wolfgang von Goethe finden sich eben Stellen genug, welche die Freundesliebe zum poetischen Ausdruck bringen. (Aus Winckelmann und sein Jahrhundert; der Schenke Sadi, aus Wilhelm Meisters Wanderjahren, zweites Buch, Kap. 12, Venetianische Epigramme u. a.) von Kupffer unterläßt es natürlich, voreilige Schlüsse zu ziehen. Über Schillers „Don Carlos“, speziell über das Verhältnis des Carlos

zu Posa argumentiert von Kupffer folgendermaßen: „Wer nicht erkannt hat, daß die Hingabe des Marquis Posa gegenüber Don Carlos ursprünglichste Liebe ist, und nicht sentimentale Freundschaft, der frage sich selbst, ob eine so blutlose Regung irgend jemanden zu solcher Opferung des Lebens bewegen kann. Das heißt den männlichen Dichter absolut erkennen und die wahren Empfindungen, die in dem Werke pulsieren, zu überspannten Sentimentalitäten herabwürdigen.“ —

Aus neuerer und neuester Zeit führt der Autor dann u. a. Michael von Lermonthow, Zorilla, Flaubert, Swinburne, von Wilbrandt, Graf Stadion, Paul Verlaine, Pierre Loti, Oskar Linke, Josef Kitir, Freiherr von Levetzow, Eduard von Mayer, Adolf Brand und eigene Dichtungen mit ausgezeichneter Charakterisierung der Genannten auf. Im Anhange finden wir außer manchen anderen auch den japanischen Dichter Nanshoku Okagami zitiert, der von Dr. phil. Eduard von Mayer, von welchem auch viele andere Übertragungen des Werkes herrühren, vortrefflich übersetzt worden ist.

Recht beherzigenswerte kluge Worte spricht der Verfasser in einer der Sammlung vorangehenden ethisch-politischen Einleitung aus (Seite 1—18). Nur einige besonders markante Stellen seien hervorgehoben: „Jede Erscheinung des Lebens, die unterdrückt wird, arbeit im Verborgenen zu einer häßlichen Schattenpflanze aus. Es ist daher die Aufgabe eines vernünftigen Staatswesens, alles, was nicht Gewalttat wider den Staat und das Gemeinwesen ist, wie Mord, Raub, Diebstahl u. s. w. an die Sonne des öffentlichen Lebens zu ziehen. So auch das innige Verhältnis von Mann zu Mann. Erste Bedingung ist dabei freilich, daß das Strafgesetzbuch keinen beschmutzenden Paragraphen dagegen enthält, es sei denn gegen einen Gewaltakt.“ — — — „Kann das ein Zufall sein, daß so viele hervorragende Vertreter unserer Kulturgeschichte diese Neigung und diese Liebesverhältnisse gepflegt haben, oder wenigstens, wo sie selbst noch in dem Wahne ihrer Zeit befangen waren, von dieser Neigung beherrscht wurden? —

Also mit Recht verlangt von Kupffer die Wahrung der Selbstbestimmung, der persönlichen Freiheit und des gemeinen Wohls, welches Alle und Alles umfassen soll. Ich wiederhole daher, was ich bereits in meiner früheren Besprechung des Werkes in der „Gesellschaft“ getan, daß „Lieblingminne und Freundesliebe in der Weltliteratur“, einen Gewinn für den Fortschritt bedeutet, — daß es eine Kulturtat ist!

MAX KAUFMANN

Oscar Wilde. „Salome.“ Über-setzt von Isidore Pavia und Herm. Freih. v. Teschenberg. Verlag von Max Spohr in Leipzig.

Nun ist auch dieses durch den Unver-standing der Berliner Zensur weit bekannt gewordene exotische Prachtgewächs in schöner Sprache und zu billigem Preise (1 M. hier, 5 M. die mit geschmacklosen Bildern versehene Ausgabe des Inselver-lages!) deutsch erschienen. Uns Stutt-garter interessiert das besonders deswegen, weil wir eins der wenigen glücklichen Theater besitzen, das, frei von aller Zen-sur der Banausen und Juristen, es wagte, dies Prachtstück uns in vollendetem Aus-stattung und mit Frau Eysolt in der Titelrolle vorzuführen; recht bezeichnen-derweise wurde das Werk von den Goethe-bundmitgliedern, denen man es zuerst bot, kühl abgelehnt, von dem übrigen Publi-kum mit stürmischem Beifall aufgenommen. Jeder Freund des unglücklichen genialen Dichters wird von dieser Notiz mit Freu-den Kenntnis nehmen. Dr. KIEFER

Hanns Fuchs. „Richard Wag-ner und die Homosexualität.“ Verlag von H. Barsdorf-Berlin.

Nach einer längeren Einleitung, die die heutigen Zusammenhänge zwischen Ge-nialität und homosexueller Veranlagung untersucht und an treffenden Beispielen (Michelangelo, Shakespeare, Friedrich II., Goethe, Winckelmann, Platen, Rousseau (letzterer als Masochist) werden genannt) beleuchtet, und schließlich den Typus des „geistig homosexuellen“ — im Gegensatz zu denen, die nach dem Geschlechtsverkehr mit Gleichgeschlechtlichen hindrängen — herausschüttet, schildert der Verfasser eingehend R. Wagners Entwicklung und geht liebevoll den Zügen nach, die in Wagners Wesen auf das Vorhandensein einer solchen geistigen Homosexualität hindeuten. Besonders interessant wird Fuchs, wenn er Wagners verschiedene Freundschaften unter dem Auge seiner Theorie von der geistigen Homosexualität untersucht; gelangt er doch u. a. zu fol-gendem überraschenden Satz: „Der Künst-

lermensch, der Mensch mit einer ver-feinerten Kultur, gibt sich dem Zauber der schönen Natur in der Gemeinschaft mit einem Freunde hin. Der Durchschnittsmensch, der Normalmensch schwelt in materiellen Genüssen und sucht eine Ver-bindest mit dem Weibe herzustellen.“ Etwas sehr weit freilich geht meines Erach-tens Fuchs, wenn er meint: „Ein Mann, der diese letzte Ergänzung, diese letzte Erfüllung aller Sehnsucht und Träume in einem Manne, in einem Freunde sucht, ist eine sexuelle Zwischenstufe.“ Danach ist eigentlich jede auch vollkommen asexuelle echte Freundschaft, wie sie z. B. auch E. v. Hartmann wunderschön in seinen ethi-schen Studien S. 205 ff. als ein geheim-nisvolles Band um 2 Seelen gewoben, das sie immer wieder zueinander hinzieht, ohne daß sie sich rechte Rechenschaft davon geben können, warum,“ eine „gei-stige Homosexualität“, und was die Nor-malmenschen sonst noch mit dem schönen Namen benennen, ist nichts als kalte Interessengemeinschaft. Ob man unfrei-willig so weit gehen soll, wie es Fuchs hier tut, dürfte immerhin fraglich sein, ist doch damit zur Erklärung der Homo-sexualität im engeren Sinne, die eben Geschlechtsverkehr einschließt, nichts ge-wonnen. Soviel aber scheint immerhin richtig zu sein, daß es eine strenge Grenze zwischen vollkommenem Mann und voll-kommenem Urning gar nicht gibt und weiter, daß alle bedeutenden Kunstmenschen mehr wie andere Sterbliche einen Gran weiblichen Empfindens in sich ber-gen, der vielleicht grade mit ihre künstleri-schen Fähigkeiten ausmacht. Doch darüber später ausführlicher. Hochinter-essant und für jeden Freund Wagners — er mag homosexuell sein oder nicht — von allerhöchster Bedeutung sind die Auf-deckungen der sexuellen Instinkte ver-schiedener Wagnerscher Gestalten wie Senta, Tannhäuser, Ortrud, Hagen, Marke, Tristan, Parsifal. Es werden uns hier ganz überraschende und wohl ziemlich unbestritten Charakteristiken gegeben, wie sie in der ganzen Wagnerliteratur einzig dastehen! Einen Punkt aber drängt es mich noch richtig zu stellen. Fuchs schreibt: „Wagner sah zuerst in-stinktiv, später von philosophischen Ab-

straktionen unterstützt in der körperlichen Liebe, in der Sinnlichkeit stets die Sünde.“ zunächst ist der Ausdruck „Sünde“ unge-nau, von einer solchen kann nur reden, wer an einen theistischen Gott über den Wolken glaubt; Wagner war von diesem Irrwahn stets frei; er sah vielleicht, von Schopenhauer beeinflußt, in der Sinnlichkeit die „Urschuld“, von der sich allerdings loszuringen stützte Aufgabe des bewußt-gewordenen Menschen ist (nach Schopen-hauer). In Tannhäuser ist Das das Grund-motiv, aber auch in den Meistersingern, im Lohengrin, im Siegfried (Fuchs meint

zwar, gerade Siegfried sei durch die Liebe zu Brünhilde in sein Verderben geraten, eine Ansicht, der ich nicht beitreten kann). Und Tristan und Isolde zeigt doch nicht, daß Liebe „Sünde“, sondern daß sie tragisch ist! Aber das ist durchaus Einerlei! Tragik hat, richtig verstanden*, mit „Sünde“ garnichts zu tun! Im übrigen aber sind wir um ein prächtiges Buch reicher. ge-worden.

Dr. KIEFER

* Vgl. das ganz treffliche Büchlein S. Zieglers „Zur Metaphysik des Tragischen.“



März '03 hinen
auf Blau

NEUIGKEITEN aus dem Verlag von MAX SPOHR
LEIPZIG, Sidonienstrasse 19 b.

Dédé.

Roman von Achille Essebac.
Autor: Übersetzung a. d. Französ.
von Georg Herbert.

Preis 4 Mk. brochiert, 5 Mk. geb.

Die Lichtgestalt des jungen André Dalo ist es, deren ephaben-hafte Schönheit an der Seite seines Freundes Marcel uns all die süßen Wonen und weiten Schauer einer Kameradschaft trinken lässt, die wie ein stiller heiliger Frühlingsmorgen im Blüten schimmer großer Sehnsucht leuchtet und uns an das goldne Zeitalter Griechenlands erinnert das aus den Lieblingen seiner Helden und großen Künstler die Huldgestalten seiner Götter schuf! Besiegelt lauschen wir dem bethörnden Gesang der Sprache, der uns schmeichelnd auf die freien Höhen eines schwärmerischen Schönheitskultus leitet, bis wir jäh am Rande abgrundtiefer Leidenschaften treiben und der Henker Tod Dédé zur Erde bettet!

Die Jünglingstiefe,
deren Bedeutung für unsre Zeit.

Von
Dr. Reifegg.

Preis 60 Pf. Eine Flugschrift
L. Ranges!

Sappho u. Sokrates

Wie erklärt sich die Liebe der Männer und Frauen zu Personen des eigenen Geschlechts?

Von
Dr. med. M. Hirschfeld.
Zweite verbesserte Auflage.
Preis 1 Mark.

Escal Vigor.

Roman von Georges Eekhoud.
Autorisierte Übersetzung
aus dem Französischen
von

Dr. R. Meienreis.

Preis 4 Mk. broch.

„Escal Vigor“ behandelt die Liebe eines jungen, mit allen Vorzügen des Geistes und Körpers ausgestatteten Grafen zu Gidon, dem einfachen Bauernburschen, dessen Erziehung der Graf unternimmt, den er zu sich emporhebt und in dem er das Ideal von Jugend-schönheit und Charaktergüte findet . . . In einer grandiosen Schluss-szene prachtvollen Kolorits wird der tragische Untergang des Geliebten dargestellt, der an einem Tage allgemeiner Volksbelustigung, wo die entfesselte Sinnlichkeit des Volkes wahre Orgien feiert, durch wütende Frauen — echte Mänen — getötet wird.

Triumph der Liebe.

Aus den Papieren eines Geächteten
von
Pugnator.

Preis 1,20 Mk.

In ergreifender Weise wird in diesem Büchlein die hoffnungslose Liebe eines Homo-Sexuellen zu einem Jüngling geschildert. All die seelischen Qualen, die der unglücklich Liebende zu ertragen hatte, bis zur schlieblichen Überwindung seines Verlangens tragen den Stempel des Selbstdurchlebten zu deutlich, als daß eine tiefegehende Wirkung auf Normalsexuelle wie Homosexuelle ausbleiben könnte!